

PERSPEKTIVEN

EIN MAGAZIN ÜBER GEFLÜCHTETE AN DEUTSCHEN HOCHSCHULEN

**„Mit meinem
Studium in
Deutschland
kann ich die
Zukunft
gestalten.“**

Wafa Mustafa

DAAD

Deutscher Akademischer Austauschdienst
German Academic Exchange Service



Fotograf: Lämrich

Liebe Leserinnen und Leser,

als im Jahr 2015 eine große Anzahl von Geflüchteten nach Deutschland kam, habe ich als Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen einige von ihnen im Rahmen von Informationsveranstaltungen unserer Hochschule getroffen: Ich erinnere mich noch gut an ein Gespräch mit einer Gruppe von jungen Medizinstudierenden aus Syrien, die von mir wissen wollten, wie sie ihr Studium in Deutschland weiterführen können. Ich war beeindruckt von ihrer Zielstrebigkeit und ihrem Willen, kurz nach so einer existenziellen Erfahrung wie einer Flucht, ihren Weg an einer deutschen Universität fortsetzen zu wollen.

Natürlich hatte ich in den Zeitungen über den Krieg in Syrien gelesen – aber erst im Gespräch mit diesen jungen Geflüchteten bekam ich eine Ahnung, was ein solcher Krieg für den Einzelnen bedeutet.

Eines war uns beim DAAD ziemlich schnell klar: Wir müssen diesen jungen Talenten Perspektiven bieten – fernab der Heimat. So entstanden, finanziert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), in den Monaten nach 2015 die DAAD-Programme Integra und Welcome.

Welcome ist eine studentische Initiative: Hier kümmern sich die Studierenden darum, dass die Geflüchteten an den Hochschulen ankommen, dass sie Freunde finden, sich wohlfühlen und nicht von der Bürokratie und dem neuen System überfordert werden. Bei Integra geht es darum, die Studierenden auf ein Studium in Deutschland vorzubereiten – besonders wichtig ist hierbei natürlich, dass sie die deutsche Sprache erlernen. Insgesamt haben wir bis heute über 30.000 Geflüchtete fachlich und sprachlich auf ein Studium an einer Hochschule vorbereitet. Rund 25.000 junge Menschen mit Fluchthintergrund – so unsere Schätzungen – sind inzwischen in ein Studium an einer deutschen Hochschule immatrikuliert.

Deshalb haben wir dieses Magazin „Perspektiven“ genannt – ein Magazin, das Studenten und Studentinnen mit Fluchthintergrund, aber auch Expertinnen und Experten eine Stimme geben möchte.

Wir sind auch moralisch in der Pflicht, diesen jungen Menschen Schutz zu gewähren – und ihnen zu ermöglichen, sich durch ein Studium in Deutschland weiterzuentwickeln und sich in unsere Gesellschaft auf wirtschaftlicher, politischer oder wissenschaftlicher Ebene einzubringen. Für Deutschland ist es ebenfalls ein großer Gewinn, wenn wir diese hochqualifizierten Fachkräfte von morgen integrieren. In vielen Berufsfeldern fehlt es uns bereits heute an Arbeitskräften, und der Bedarf wird weiter steigen. Junge Menschen, die in Deutschland studiert haben, mehrere Sprachen sprechen und interkulturell sensibilisiert sind, können nur einen Mehrwert für unsere Gesellschaft bedeuten. Falls es die Situation zulässt, werden einige sicherlich auch wieder in ihre Heimat zurückkehren und können dort ihr Wissen einsetzen, um die vom Krieg zerstörten Länder mit aufzubauen. Durch ihre Erfahrungen hier in Deutschland können sie zu Brückenbauern zwischen den Kulturen und Ländern werden. Sie sind letztlich globale Botschafter, die gerade heute wichtiger sind denn je. Schließlich können wir die drängenden Fragen wie Migration oder auch Klimawandel nur gemeinsam – und das bedeutet weltweit – lösen.

Besonders berührt haben mich die Geschichten im vorliegenden Magazin ab Seite 20. Hier zeigen Studierende ihre Glückbringer, die sie zum Teil aus der Heimat mitgebracht haben. Vor vielen Jahren schenkte mir mein Großvater einen Ring als Erinnerung an meinen jüngsten Onkel, der früh verstarb. Diesen Ring halte ich bis heute in Ehren – solche Dinge sind einfach wichtig und identitätsstiftend.



Der Bericht von Constantin Bräunig vom *Netzwerk Unternehmen integrieren Flüchtlinge* (ab Seite 14) enthält auch eine essenzielle Erfahrung, nämlich die, dass wir alle bei der Suche nach der richtigen Ausbildung Unterstützung benötigen. Er sagt, dass gerade die Studienabgänger mit Fluchthintergrund Mentoren und Mentorinnen brauchen, die sie gezielt in ihrem ersten Job unterstützen. Dies gilt natürlich insbesondere für inter-

ationale Studienabsolventen und Studienabsolventinnen. Aber selbst „Einheimische“ oder Menschen mit Migrationshintergrund erinnern sich – wie ich auch – an

Unterstützer. Menschen, die an sie geglaubt haben: Ich weiß nicht, ob ich das Gymnasium besucht hätte, wenn mein Grundschullehrer mein Potenzial nicht erkannt und sich dafür eingesetzt hätte.

Beiendruckend finde ich auch die Einblicke, die uns einige Studierende ab Seite 40 gewähren. Sie erzählen dort, was für sie Heimat bedeutet. Ich persönlich fühle mich in erster Linie als Europäer und Rheinländer. Im Rheinland bin ich aufgewachsen, aber mittlerweile verbindet mich mit Gießen auch sehr viel – und natürlich mit Indien, dem Land meiner Eltern. Meine Eltern stammen aus Kalkutta und kamen in den 60er-Jahren nach Deutschland. Sie kennen das Gefühl, die Heimat zu vermissen, das habe ich hautnah miterleben können.

Was ich mir für die Zukunft wünsche? Dass Geflüchtete nicht auf ihre Flucht reduziert werden, vielmehr sollten wir ihre Potenziale sehen. Natürlich ist die Prägung einer solchen Erfahrung nicht zu unterschätzen, aber dabei sollte nicht vergessen werden, dass diese Menschen noch so viel mehr ausmacht. Sie haben Träume, von Karrieren und Jobs, von Familiengründung und Freundschaften, die viele von ihnen mit beeindruckender Entschlossenheit verfolgen.

Auch davon erzählt dieses DAAD-Magazin. Migration wird ein Dauerthema bleiben, sagen Michael Grüttner vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung und Steffen Beigang vom Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung ab Seite 66. Wir als DAAD sind dafür gemeinsam mit den deutschen Hochschulen gut aufgestellt und wollen weiterhin bestmöglich dazu beitragen, hochqualifizierte internationale Studierende in unsere Gesellschaft zu integrieren.

Herzliche Grüße und viel Freude beim Lesen!

Ihr

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee
Präsident des DAAD



Der Beginn

„Deutschland ist deine Zukunft“, sagten seine Verwandten zu Mohamad Dakelbab. Ein Besuch am Studienkolleg in Hannover.

S. 4



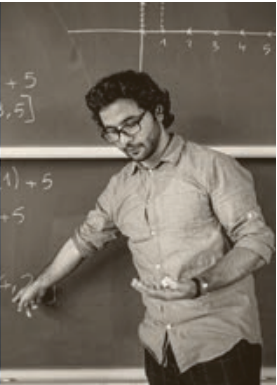
Die Mitarbeiter sind ein großer Gewinn
sagt Constantin Bräunig. Ein Gespräch mit dem Experten vom *Netzwerk Unternehmen integrieren Flüchtlinge*.

S. 12

Der Lotse

Wie kann Schülern mit Fluchthintergrund der Übergang an eine Universität erleichtert werden? Ein Besuch bei Fahman Hussein an der HAW in Hamburg.

S. 14



Talisman

Was nimmt man mit, wenn man die Heimat verlässt? Was tröstet einen bei Heimweh? Sieben Studierende haben uns ihre Talismane und Gegenstände gezeigt, die ihnen wichtig sind.

S. 18

Zwischen den Welten

Früher träumte Wafa Mustafa davon, Kriegsreporterin zu werden. Doch dann kam der Krieg, ihr Vater wurde verhaftet, und sie floh nach Deutschland. Ihre Heimat lässt sie nicht los.

S. 26



Angst vor Stigmatisierung
Viele Studierende mit Fluchthintergrund trauen sich nicht in die psychosoziale Beratungsstelle – Beraterin Samar Al Sari versucht das zu ändern. Ein Interview.

S. 34



Der Brückenbauer

Seit Muaz Alabaid vor seinem Studium ein Freiwilliges Soziales Jahr absolviert hat, fühlt er sich in Deutschland nicht länger als Gast. Unterwegs mit einem, der gerne hilft.

S. 36

Heimatgefühle

Wir haben fünf Studierende und einen angehenden Studenten gefragt, wer oder was für sie Heimat bedeutet.

S. 40



Vorbild Deutschland

Bernhard T. Streitwieser ist *Assistant Professor* im Bereich Internationale Beziehungen in Washington. Für seine Forschung untersucht er, wie die Integration von Geflüchteten in Deutschland – aber auch in den USA – gelingen kann.

S. 50



Die Zukunft

Vor drei Jahren überquerte Samar Samara mit einem Freund die deutsche Grenze. Heute studiert sie Automatisierungstechnik an der Technischen Hochschule in Wildau und macht ein Praktikum beim Fraunhofer Institut in Berlin. Wie hat sie das geschafft?

S. 52



Stärken im Fokus

Im Gespräch erzählt die Trainerin Cornelia Schultheiss, wie sie Absolventen mit Fluchthintergrund auf den Berufseinstieg vorbereitet.

S. 60

Dauerthema Migration

Zwei Wissenschaftler ziehen Bilanz – und werfen einen Blick in die Zukunft: Wie lief die Integration der Geflüchteten an den deutschen Hochschulen – und wie soll es weitergehen? Ein Gespräch.

S. 66

Mit Geduld und Ruhe

In Bielefeld werden geflüchtete Lehrer fit für die deutschen Klassen gemacht. Ein Tag mit Majd Alsalloum an der Realschule Senne.

S. 62



Impressum

S. 68



Der Beginn

Es war im Herbst 2016, als Mohamad Dakelbab nach Deutschland aufbrach. „Deine Zukunft ist in Europa“, hatten seine syrischen Verwandten zu ihm gesagt. Ein Jahr später bereitet er sich an einem Studienkolleg auf sein Studium vor. Ein Besuch in Hannover.

Fotograf: Dominik Butzmann

Einmal, als er noch nicht sehr lange in Deutschland war, saß Mohamad Dakelbab zusammen mit Freunden in einem japanischen Restaurant in Berlin-Kreuzberg. Sie waren zu viert unterwegs, er, zwei Russinnen und ein Chinese, und sie wollten kurz eine Kleinigkeit essen. Die vier kannten sich aus einem Deutschkurs in Kassel und waren für ein paar Tage nach Berlin gefahren. Sie hatten sich die Überreste der Mauer angeschaut, die Graffiti im RAW-Tempel im Osten der Stadt, und auch durch das Brandenburger Tor waren sie gelaufen.

„Ich nehme gebratenen Reis mit Gemüse und Hühnchen.“ Dakelbab war stolz, dass er diesen Satz ohne Fehler und Stocken hinbekam. Wie man auf Deutsch in einem Restaurant bestellt, hatten sie ein paar Wochen vorher im Deutschkurs gelernt. Manchmal fehlten ihm noch Vokabeln, oder er vertauschte die Artikel. Aber heute hatte er alles fehlerfrei über die Lippen bekommen. „In English, please, i don't speak German“, antwortete der Kellner. Dakelbab muss heute grinsen, wenn er von diesem Moment erzählt, der eine gewisse Ironie in sich birgt: Er, Mohamad Dakelbab, Flüchtling aus Syrien, der mit viel Fleiß und Ehrgeiz die deutsche Sprache lernt, soll nun in der deutschen Hauptstadt auf Englisch seinen Reis bestellen? Er sitzt an diesem Vormittag Ende Januar in einem leeren Klassenraum des Studienkollegs in Hannover, als er die Geschichte erzählt, die ihn auch zwei Jahre später noch amüsiert. Deutschland überrascht ihn immer wieder. „Deutsche sind organisiert und haben keine Emotionen“, war das, was er früher in seiner Jugend in Syrien auf der Straße über sie hörte. Und klar, den deutschen Fußball, die deutsche Nationalmannschaft, die kannte man auch. Er lacht jetzt wieder – bei den Weltmeisterschaften war seine Mutter immer für Deutschland gewesen, er für Argentinien.

Mohamad ist heute 20 Jahre alt, ein schmäler junger Mann, mit weichen Gesichtszügen, das Haar kinnlang. In seiner Heimat trug er es immer kurz, ein paar Zentimeter, nicht mehr. Lange Haare sind etwas für Mädchen, fand sein Vater. Doch sein Vater ist in Damaskus, knapp 4.000 Kilometer entfernt, und er hat gerade viele andere Sorgen.

Seit September besucht Mohamad das Niedersächsische Studienkolleg Hannover. Als „Brücke“ werden die Studienkollegs, die es in vielen Bundesländern gibt, häufig beschrieben: als eine Verbindung zwischen den

„Ich habe mich in die deutsche Sprache verliebt.“





ausländischen Schulabschlüssen und der deutschen Hochschule. Nicht immer passt beides zusammen. Wer im Irak die Schule nach zwölf oder dreizehn Jahren beendet, hat vielleicht andere Schwerpunkte im Mathe-, Erdkunde- oder Englischunterricht gehabt als in Deutschland. Dazu kommt die Sprache: An vielen deutschen Hochschulen, vor allem im Bachelor-Studium, wird in erster Linie auf Deutsch unterrichtet. Auch hier müssen Mohamad und seine Kurskameraden aufholen.

Wer als Flüchtling in Deutschland studieren möchte, besucht am besten ein Studienkolleg – das hatte Dakelbab nach seiner Ankunft in einem Flüchtlingscamp in Kassel schnell verstanden. Und „studieren wollte ich unbedingt!“ „Die Plätze sind begehrt“, sagt Cornelia Last-Wyka. Sie leitet das Kolleg seit eineinhalb Jahren und erlebt seitdem den Ansturm auf die Plätze. Ein „Nadelöhr“ nennt sie diese Auswahl. Sie zeigt jetzt aus ihrem Fenster. Im Hof stehen rote Container mit zusätzlichen Seminarräumen, im Zuge der Krisen der Welt und dem Zustrom an Flüchtlingen seit 2015 brauchte das Kolleg mehr Platz. Waren es vor 2015 rund 260 Plätze, nahm das Kolleg ab Frühling 2016 fast das Doppelte an Studenten auf – ein großer Teil davon Flüchtlinge.

Dabei könnten es noch mehr sein: Nächste Woche werden wieder rund 1.500 Interessierte die Aufnahmeprüfung absolvieren. Den meisten wird sie keinen Platz anbieten können. Nur für gut 100 Neuaufnahmen hat Last-Wyka die Kapazität; nur die Besten werden ausgewählt. „Ich war sehr froh“, sagt Mohamad über den Moment, als er den Brief erhielt, der ihm mitteilte, dass er einen der raren Plätze im Studienkolleg bekommen hatte. Mohamad packt jetzt seine Sachen zusammen, die nächste Stunde fängt bald an: Deutsch. Insgesamt zehn Wochenstunden lernt er diese fremde Sprache, die er so liebt, weil sie logisch ist wie Mathe und so schön klingt. Etwas rau, aber auch interessant. Mohamad lässt sich auf einen Stuhl im vorderen Teil des Klassenraums nieder. Neben ihm sitzen seine Freunde, junge Männer aus Syrien, dem Iran und China. In der letzten Stunde hatte sich der Kurs damit beschäftigt, wie man sein Gegenüber von seiner Meinung überzeugt. Soll es Computer im Kindergarten geben? Darüber hatte Mohamad in seiner Kleingruppe diskutiert. Er hebt seine Hand. „Ich denke, die Gefahr ist, dass die Kinder nicht mehr rausgehen“, sagt Mohamad. „Und sie reden nicht mehr miteinander.“

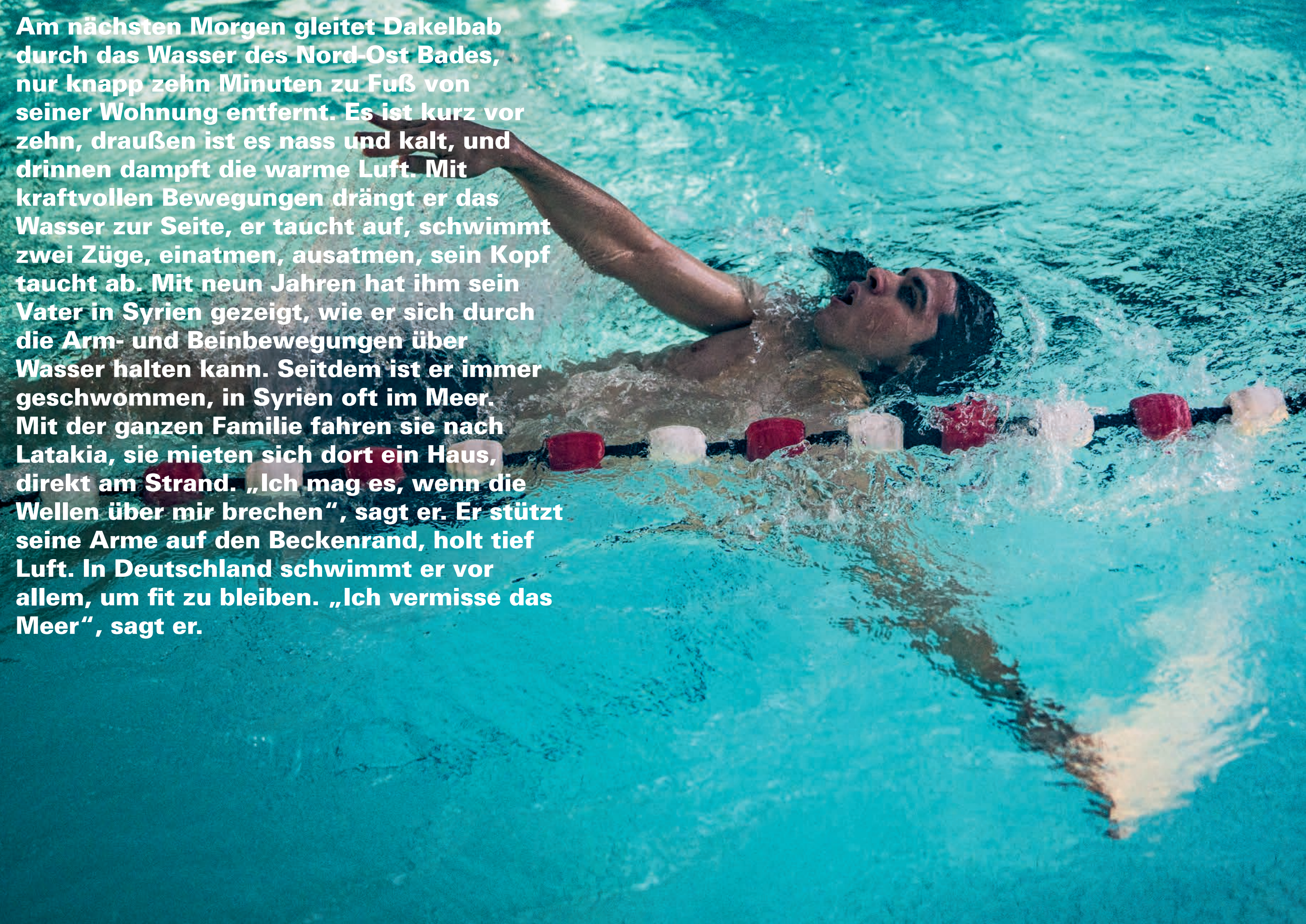
An der Tafel hat die Lehrerin die Daten und Orte für die Meet-and-Speak-Treffen aufgeschrieben. Viermal die Woche können die Teilnehmer des Kollegs sich mit anderen Deutschen in verschiedenen Cafés und Bars in Hannover treffen und „einfach nur reden, keine Hausaufgaben“, sagt die Lehrerin. Der Kurs lacht.

Am Abend zerhackt Mohamad mit geübten Hieben einen Bund Petersilie, es ist kurz nach sieben, und er ist endlich zu Hause. In dem Einfamilienhaus hat er das oberste Zimmer unter dem Dach gemietet, 450 Euro zahlt er. Das ist viel, aber es war die einzige Möglichkeit, die ihm blieb. „Die Wohnungssuche...“ Er verdreht die Augen und beendet den Satz nicht. Der Wohnungsmarkt ist auch in

**„Studieren
wollte ich
unbedingt.“**



Am nächsten Morgen gleitet Dakelbab durch das Wasser des Nord-Ost Bades, nur knapp zehn Minuten zu Fuß von seiner Wohnung entfernt. Es ist kurz vor zehn, draußen ist es nass und kalt, und drinnen dampft die warme Luft. Mit kraftvollen Bewegungen drängt er das Wasser zur Seite, er taucht auf, schwimmt zwei Züge, einatmen, ausatmen, sein Kopf taucht ab. Mit neun Jahren hat ihm sein Vater in Syrien gezeigt, wie er sich durch die Arm- und Beinbewegungen über Wasser halten kann. Seitdem ist er immer geschwommen, in Syrien oft im Meer. Mit der ganzen Familie fahren sie nach Latakia, sie mieten sich dort ein Haus, direkt am Strand. „Ich mag es, wenn die Wellen über mir brechen“, sagt er. Er stützt seine Arme auf den Beckenrand, holt tief Luft. In Deutschland schwimmt er vor allem, um fit zu bleiben. „Ich vermisse das Meer“, sagt er.





Hannover angespannt. Über 70 E-Mails hatte er über wg-gesucht.de verschickt. Nur wenige antworteten. Das Zimmer ist nicht allzu groß, gut 15 Quadratmeter vielleicht, dazu das Bad und die Küche. Die Küche ist eher eine Kochzeile, mit zwei Barhockern, an denen man essen kann und die er sich mit Beno und Wendy teilt, die ein Stockwerk tiefer wohnen.

Mohamad ist erschöpft, der Tag war lang, bis um vier nach sechs hatten sie noch Matheunterricht. Meistens mache ihm das Fach Spaß – solange er etwas versteht jedenfalls. Das ist nicht immer der Fall.

Am Anfang war es schwer für ihn, das Niveau war höher als das in seiner Heimat. „Aber mittlerweile geht es“, sagt er und kippt die Petersilie in eine Schüssel. Nach dem Kolleg möchte er im Sommer Medizintechnik studieren. Als Kind wollte er immer Arzt werden wie sein Onkel in Damaskus; in seiner Jugend war er dann fasziniert von Handys, Computern, der ganzen Technik. Als er dann in Kassel bei der Studienberatung der Universität saß und von diesen Interessen erzählte, riet man ihm dazu, beides zu kombinieren: Medizin und Technik. Beim Studienkolleg hat Mohamad deshalb auch den T-Zweig gewählt. Das T steht für Technik. Bei ihm stehen vor allem Fächer wie Physik, Mathe und Chemie auf dem Stundenplan. Wer später etwas anderes studieren möchte, für den gibt es andere Schwerpunkte: Medizin/Biologie, Wirtschaft, Geisteswissenschaft oder Sprachwissenschaft, je nachdem, was der Geflüchtete studieren möchte. Wenn Mohamad das Kolleg im Sommer abschließt, hat er sogar schon einen Studienplatz in Jena. „Mal sehen, ob ich dort hingehe“, sagt er.

Die Tür geht auf. Beno und Wendy huschen herein, die kleine Küche ist jetzt voll. Beno kennt Mohamad noch aus Kassel aus dem Sprachkurs, plötzlich stand er dann im Studienkolleg in Hannover vor ihm. Als dann vor ein paar Monaten der Mitbewohner auszog, sagte Mohamad Beno Bescheid „Er ist einer meiner besten Freunde“, sagt Mohamad über ihn. Wendy ist erst seit vier Monaten in Hannover und studiert Klarinette an der Musikhochschule. Sie schneidet die Tomaten in kleine Würfel. „Ist das gut so?“, fragt sie. Mohamad nickt. Menschen wie diese beiden geben ihm ein Gefühl, ein neues Zu-

hause zu haben. Am Wochenende spielen sie oft Tischtennis, abends essen sie manchmal zusammen. Ab und zu bringen sie sich auch nur gegenseitig das Essen auf ihre Zimmer – immer dann, wenn Prüfungen anstehen oder sie lernen müssen und keiner von ihnen die Ruhe hat, sich gemütlich zusammzusetzen. In Deutschland anzukommen, die Sprache, die Kurse, die Bürokratie, all das

kostet Mohamad viel Energie. Und dennoch: All das hier, das Studium, das Leben fernab des Krieges, das ist ihm bewusst, ist ein Privileg.

Mittags sitzt er in der Mensa der Universität vor einem Berg Tortellini mit Käse und Tomatensoße, alles verschwimmt zu rotem Brei. „Überall kommt Soße drauf!“ Er grinst – Mensa eben. Alles schmeckt dann gleich. Dakelbab spießt die Tortellini auf, das Schwimmen am Morgen macht ihn immer hungrig. In Kassel habe er mal selber Tortellini gemacht, erzählt er, die waren sehr lecker. Er macht sich einen kleinen Zopf, beim Essen stören ihn die Haare, wenn sie ihm ins Gesicht fallen. Gleich hat er Deutsch, sie lernen, die Relativsätze umzuformen. Er sagt ein Beispiel: „Ich gehe heute essen, obwohl ich keine Zeit habe.“

Er lacht jetzt und steht auf. Er muss los, wenn er nicht zu spät kommen möchte. Und das möchte er nicht. Seine Zukunft hat nämlich gerade erst begonnen.



Was ist dein deutsches Lieblingswort?

„Ich habe kein Lieblingswort, aber die Bedeutung des Begriffs Schadenfreude interessiert mich sehr.“



„Die Mitarbeiter sind ein großer Gewinn.“

Die deutschen Unternehmen benötigen Fachkräfte – gleichzeitig belegen Studien, dass rund ein Jahr nach dem Studienabschluss ca. 30 Prozent der Studienabgänger mit Migrations- oder Fluchthintergrund noch keinen Arbeitsplatz gefunden haben. Ein Gespräch mit **Constantin Bräunig** vom *Netzwerk Unternehmen integrieren Flüchtlinge*.

Fotograf: Lämrich

Warum ist der Übergang von der Hochschule in den Job so schwierig für Studierende mit Migrations- oder Fluchthintergrund?

Oft fehlt es schlichtweg an Wissen: Wie läuft in Deutschland ein Bewerbungsverfahren ab? Was schreibe ich in eine Bewerbung? Wie trete ich in einem Vorstellungsgespräch auf? Viele wissen nicht, was hier Standard ist – etwas, das wir intuitiv richtig machen, weil wir damit aufgewachsen sind. Das sind oft ganz subtile und unterschwellige Codes, die man zum Beispiel in einem Vorstellungsgespräch verstehen muss, um einen guten Eindruck zu machen. Oft gibt es auch bestimmte Fragen, mit denen wir auf etwas implizit anspielen – wer die nicht versteht, ist irritiert oder weiß nicht, worauf der Personaler womöglich hinauswill. Diese Codes zu entschlüsseln und sich danach zu verhalten, ist nicht einfach. Was man auch nicht vergessen darf: Die Art und Weise, wie der Berufsalltag, die Unternehmenskultur oder auch Hierarchien in Deutschland funktionieren, unterscheidet sich grundlegend von dem, was viele Geflüchtete aus ihren Heimatländern kennen.

Wie funktioniert die Arbeitswelt in Syrien?

Man kann es natürlich nicht verallgemeinern, aber ganz grundsätzlich gilt: weniger formell, nicht so strukturiert. Tests, die hier manchmal im Laufe eines Einstellungsverfahrens üblich sind, gibt es dort kaum. Persönliche Kontakte sind sehr wichtig. Wenn man einen Job möchte, geht man womöglich einfach mal bei dem Unternehmen vorbei, oder irgendjemand aus der entfernten Verwandtschaft kennt jemanden, der dort arbeitet.

Sie beraten in Ihrem Netzwerk Unternehmen, die einen Geflüchteten einstellen möchten - oder wenn bereits ein Mitarbeiter mit Fluchthintergrund eingestellt wurde. Was für Anliegen haben die Firmen?

Das ist sehr unterschiedlich und hat sich auch mit der Zeit verschoben. Darunter sind immer bürokratische und rechtliche Fragen. Was bedeuten die unterschiedlichen Aufenthaltstitel? Darf ich jemanden, der nur

geduldet wird, überhaupt einstellen? Aber auch: Wo finde ich überhaupt einen geeigneten Kandidaten? Was bedeutet seine Qualifikation aus dem Herkunftsland? Sprache ist natürlich ein Thema, aber auch die interkulturellen Herausforderungen. Auch vor ihnen haben die Personaler Respekt.

Von was für Herausforderungen berichten Ihnen die Unternehmen?

Manchmal sind es Verhaltensweisen, die der Chef oder die Belegschaft nicht einordnen können. Sie wissen zum Beispiel nicht, dass das Nicht-Händeschütteln mit einer Frau nicht respektlos ist, sondern das Gegenteil davon. Ramadan ist auch ein Thema: Wo kann ich einen Mitarbeiter einsetzen, wenn er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts isst und trinkt? Gibt es in dieser Zeit die Möglichkeit, ihn oder sie vielleicht woanders einzusetzen? Wie stark sich Unternehmen mit diesen Fragen beschäftigen müssen, hängt natürlich auch davon ab, ob sie gewöhnt sind, dass in ihrem Unternehmen Mitarbeiter aus den unterschiedlichen kulturellen Kontexten arbeiten. Für viele Berliner Firmen ist es nichts Neues, dass es Muslime in der Belegschaft gibt – und dass auf ihre Bedürfnisse eingegangen wird, was zum Beispiel Feiertage oder die Fastenzeit angeht. Aber für Unternehmen, die abseits der Metropolen sitzen, womöglich schon.

Was raten Sie Unternehmern, die einen Geflüchteten einstellen möchten?

Wichtig ist, dass sie offen und transparent mit dem Thema umgehen – aber auch, dass sie sich klar positionieren. Zum Beispiel hat ein Mittelständler aus unserem Netzwerk, der einen Syrer eingestellt hat, ganz bewusst einen Kollegen aus der Belegschaft zum Betreuer und Paten gemacht, von dem er wusste, dass er rechtskonservativ ist... und nach den zwei Wochen der Einarbeitung waren er und der Syrer gute Kollegen.

Was würden Sie sagen, welche Faktoren sind wichtig, damit der Übergang in das Unternehmen gelingt?

Der Chef oder Vorgesetzte braucht auf jeden Fall Verständnis. Zum Bei-

spiel, wenn es um die Fehlzeiten geht. Vielleicht hat der Geflüchtete öfter Termine auf Ämtern oder in Behörden. Manchmal kommt es auch zu kulturellen Missverständnissen. Mir hat ein Unternehmer erzählt, dass ein Kollege mit Fluchthintergrund nicht erschienen ist – und später kam heraus, dass er sich um seinen kranken Bruder gekümmert hat. Er wusste nicht, dass er sich dafür abmelden musste. Und externe Unterstützung ist extrem hilfreich: Wenn der neue Mitarbeiter keine Wohnung findet oder nicht weiß, wie er in ländlichen Regionen zur Arbeit kommt – für Menschen ohne Auto kann das zu einem großen Problem werden –, das sollte der Vorgesetzte auf dem Schirm haben, um dann dafür eine Lösung zu finden. Letztendlich sind die Mitarbeiter ja auch ein großer Gewinn. Ihre Arbeitskraft wird gebraucht, gerade in vielen Branchen, in denen Fachkräftemangel herrscht, und ganz abgesehen von den Kompetenzen, die sie fachlich mitbringen. Wenn eine Firma zum Beispiel Kontakte in die arabische Welt hat, ist es von großem Vorteil, jemanden einzustellen, der auch Arabisch spricht und sich mit den ganzen Codes vor Ort auskennt.



Der Lotse

Wie kann Schülerinnen und Schülern mit Fluchthintergrund der Übergang an eine Universität erleichtert werden? Ein Besuch bei Fahman Hussein an der HAW in Hamburg.

Fotografin: Anne Ackermann

An einem Dienstagmittag Mitte September steht Fahman Hussein vor einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern und versucht zu erklären, was eine mathematische Funktion ist. Er lässt seine Augen durch die Reihen schweifen. Vor ihm, in dem schlichten Seminarraum der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW) in Hamburg-Bergedorf, sitzen Schülerinnen und Schüler, die im nächsten Jahr Abitur an einer Hamburger Schule machen werden. Danach werden sie, so hofft Fahman, an einer Universität oder Fachhochschule studieren. Die 19-jährige Eman sitzt dort, die später mal als Ärztin arbeiten möchte und auch der 21-jährige Hayatullah, den alle nur Hayat rufen, was auf Persisch „das Leben“ heißt und der davon träumt, irgendwann einmal seinen Verwandten ein Zeugnis einer deutschen Hochschule zeigen zu können. Fahman mag Zahlen und Rechnungen



– aber jetzt sucht er nach Worten. „Eine Funktion ist wie eine Beziehung“, sagt er dann. „Sie muss funktionieren.“ Die Schüler lachen, und Fahman grinst. Fahman Hussein – 23 Jahre alt, dunkle Haare, Hornbrille, Markenturnschuhe, Studierender im zweiten Semester – ist für viele hier im Raum ein Vorbild. Einer, der es geschafft hat, einer wie sie. Alle Schülerinnen und Schüler, die sich um vier Uhr nach dem regulären Unterricht noch aufgemacht haben, um Fahmans Erklärungen über Gleichungen und Integrale zu lauschen, sind aus ihren Heimatländern, teilweise alleine oder auch mit ihren Eltern, nach Deutschland gekommen. Sie alle haben eine Fluchtgeschichte. 2014 machte sich auch Fahman als Minderjähriger nach Deutschland auf. Er konnte kein Wort der Sprache und kannte niemanden in diesem fremden Land. Heute, fünf Jahre später, studiert er im zweiten Semester Medizintechnik an der renommierten HAW – ein



„Ich weiß, wie sich die Schüler fühlen.“

Fahman Hussein

großer Erfolg für ihn. „Ich weiß, wie sich die Schüler fühlen“, wird er später sagen. Er kennt das Gefühl, wenn das Herz vor Heimweh schmerzt, wenn einen die Sorge um Familie und Freunde vom Lernen abhält und wenn man kaum schlafen kann, weil einen die Bilder aus der Heimat einholen. „Es ist schwer, aber man kann es schaffen“, sagt er. **Fahman selbst ist der lebende Beweis: „Man muss die richtigen Menschen treffen – Menschen, die das Potenzial in einem sehen, die nicht nur Mitleid haben.“** Fahman hatte das Glück. Er traf Janina Hertel, die ihn zu „Bunte Hände“ brachte. Bunte Hände organisiert verschiedene Projekte an der HAW Hamburg für Studierende mit Fluchthintergrund. Auch





Fahman nahm an „Kompetenz Kompakt“ teil, einem Vorbereitungsstudium für Schulabgänger mit Fluchthintergrund. Seit einem Jahr kümmern sie sich auch um geflüchtete Schülerinnen und Schüler, die in ihrem letzten Jahr an der Schule sind und die gerne nach ihrem Abschluss ein Studium beginnen möchten. „Wir haben gemerkt, dass es bei den Schülern mit Fluchthintergrund einen Bedarf gibt“, sagt Janina Hertel.

Für jeden angehenden Abiturienten stellen sich im letzten Jahr sehr viele Fragen: Was soll ich mit meinem Leben machen? Soll oder kann ich studieren? „Für Schüler mit Fluchtgeschichte sind es noch mehr Fragen“, sagt Hertel. **Schülerinnen und Schüler wie Eman und Hayat brauchen etwas, das Hertel „Rückenwind“ nennt – die Unterstützung von Menschen, die sich in dem deutschen Universitätssystem auskennen und die sie fachlich, aber auch emotional unterstützen.**

Seit einem Jahr ist Fahman nun Tutor für diese Schülerinnen und Schüler. Einmal die Woche treffen sie sich an einem Nachmittag oder auch am Wochenende. Er erklärt ihnen die Inhalte, die sie in der Schule nicht verstanden haben und hört ihnen zu, wenn



sie Heimweh haben. „Fachlich haben sie oft kaum Probleme“, sagt Fahman. Viel häufiger würde er Fragen zum Hochschulsystem oder zum Studium und den unterschiedlichen Fächern beantworten müssen: Was ist der Unterschied zwischen einer Hochschule und einer Universität? Wie kann ich mich immatrikulieren? Oder auch: Was soll ich studieren?

Fahman malt jetzt eine Steigung an die Tafel, nach rechts zieht er einen Strich, die X-Achse, und nach oben die Y-Achse. „Was ist m?“, fragt er in die Runde. Eman hebt den Arm. Seit dreieinhalb Jahren ist sie in Deutschland – sie floh zusammen mit ihrem Bruder und ihrem Vater. Vor einem Jahr drückte ihr eine Lehrerin den Bunte-Hände-Flyer in die Hand; das, was sie darauf las, klang gut. „Hier kann ich mehr Fragen stellen als in der Schule. Und wenn mir auf Deutsch die Worte fehlen, dann kann ich es auch auf Arabisch formulieren, das tut gut“, sagt sie. 33 Schüler und Schülerinnen betreuen Tutoren wie Fahman mittlerweile – gerade heute haben sich wieder zwei bei ihm angemeldet.

„Am Anfang wollte ich unbedingt Zahnmedizin studieren“, sagt Eman. Sie packt ihr Etui in den Rucksack, die Stunde ist um. „Aber dann hat Fahman mir von seinen Erfahrungen erzählt – er hat auch ein paar Kurse in Zahnmedizin besucht. Das hat mir sehr geholfen, das Fach etwas besser einschätzen zu können.“

„Wer hat Lust, noch mit in die Bibliothek zu kommen?“ Fahman läuft vor,



durch die Gänge der Fakultät. Als er neu war, hat er sich dauernd verlaufen, aber jetzt, seit über einem Jahr, kennt er gefühlt jeden Winkel der HAW. Die Schüler trippeln hinter ihm her. Viele von ihnen waren noch nie in einer Universitätsbibliothek, nur in der Stadtbücherei, sagt einer. Sie verstummen und gehen andächtig durch die Gänge mit den Regalen voller Fachbücher. „Was heißt CHE?“, fragt einer. „CHE steht für Chemie“, sagt Fahman, „das sind immer die Abkürzungen für die jeweiligen Fächer.“

Später am Abend sitzt Fahman vor der Universität auf einer Bank. In den deutschen Familien sei es so, sagt er: „Die Eltern sind die Ratgeber, die einem den Weg zeigen.“ Vielen Geflüchteten fehle dieser Rat – manche sind ohne ihre Eltern gekommen oder die Eltern kennen das System nicht. „Wir wollen das ausgleichen. Wir wollen so etwas wie ein Familienersatz sein“, sagt er.



„Fachlich haben die Schüler oft keine Probleme.“

Fahman Hussein

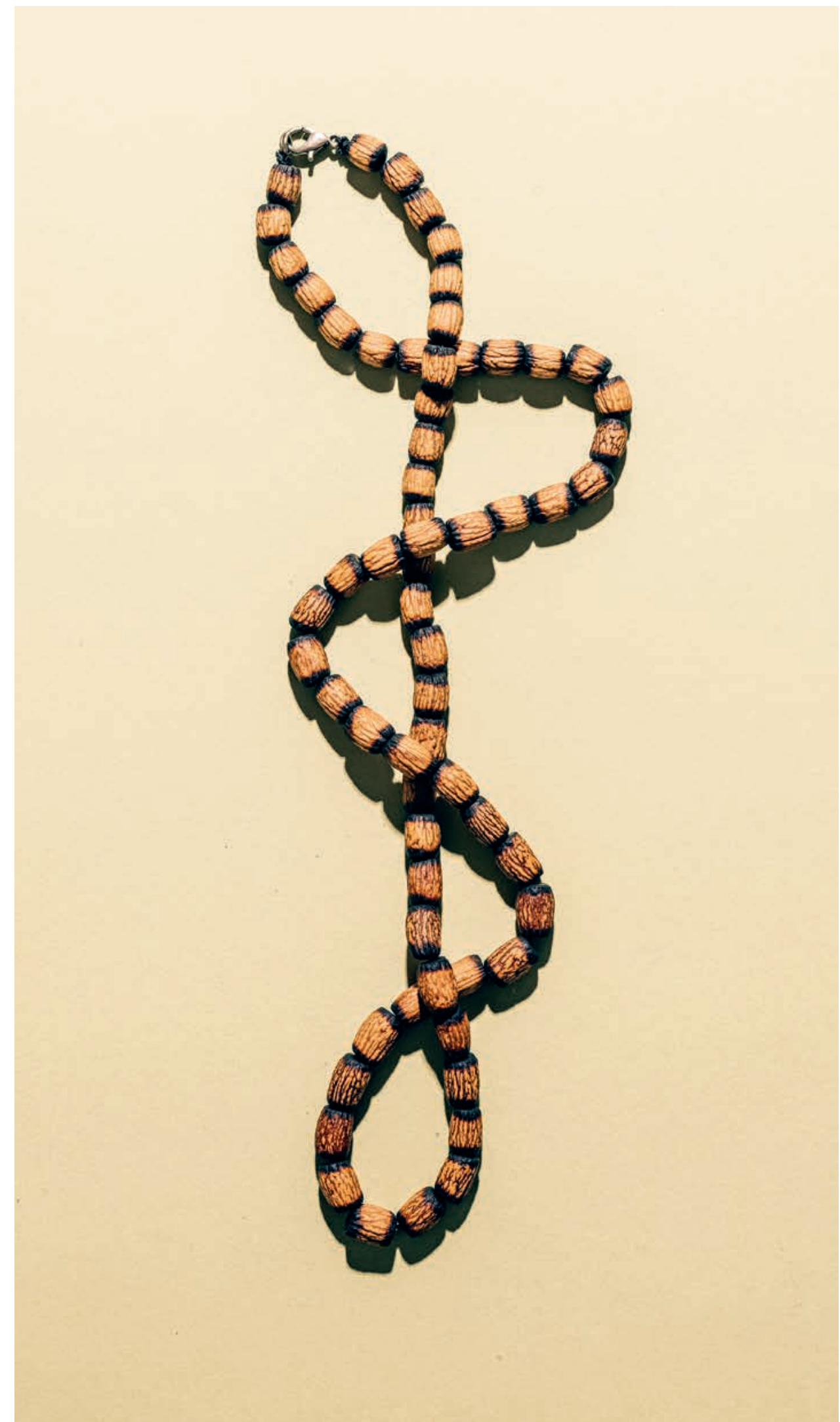


Was nimmt
man mit, wenn
man die Heimat
verlässt?

Was tröstet
einen bei
Heimweh?

Sieben Studierende
haben uns ihre
Talismane und
Gegenstände
gezeigt, die ihnen
wichtig sind.

Fotografin und Fotograf: Anne Ackermann, Lêmrich



MUAZ
OLIVENSTEIN-
KETTE

Die Kette hat meine Mutter für mich und meinen Bruder gemacht. Dazu hat sie Olivensteine gesäubert und in Öl eingelegt, sodass die Kerne ganz geschmeidig wurden. Die Ränder hat sie mit Feuer abgeflammt, deshalb sind sie etwas dunkler. Ein Bekannter aus Syrien hat sie mir und meinem Bruder mit nach Deutschland gebracht. Das war eine Überraschung, als er uns plötzlich ein Päckchen von unserer Mutter überreicht hat. Über offizielle Wege irgendetwas aus Syrien nach Deutschland zu schicken ist quasi unmöglich. Seitdem trage ich sie jeden Tag – und mein Bruder auch.

ALIAA SCHWIMM- BURKINI

Kurz nachdem wir in Frankfurt angekommen sind, habe ich in der Nähe unserer Wohnung ein Schwimmbad entdeckt – darüber habe ich mich unglaublich gefreut! In Damaskus gab es zwar einen öffentlichen Pool, aber der war nicht sehr sauber, und als der Krieg losging, war es sowieso vorbei mit Schwimmen. In Frankfurt gehe ich öfter zum Schwimmen, aber nur im Sommer. Im Winter ist es mir zu kalt. Ich mag einfach Wasser sehr gerne, das Gefühl, wenn ich durch das Nass gleite. Für mich ist Schwimmen vor allem Entspannung. In Deutschland habe ich immer das Gefühl, dass alle so viel arbeiten und wenig Freizeit haben. Das finde ich schade. Wenn ich eine Pause machen möchte, dann gehe ich schwimmen.



RUBA MUTTERS SCHAL

Als ich nach Deutschland aufgebrochen bin, hat mir meine Mutter den Schal mitgegeben. Seit ich denken kann, trägt sie ihn. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie mich zur Schule bringt und dann weggeht – mit dem Schal, der um ihren Hals weht. Sie hat ihn von ihrem Vater geschenkt bekommen, ich weiß gar nicht genau, woher – aber ich meine, mein Opa war auf Reisen, und der Schal war sein Mitbringsel für seine Tochter. Damals war meine Mutter vielleicht 20 Jahre alt. Als meine Mutter gehört hat, dass es in Deutschland öfter regnet und es besonders im Winter sehr kalt wird, hat sie mir den Schal eingepackt. Sie möchte auf keinen Fall, dass ich friere! Wenn ich ihn jetzt trage, habe ich fast das Gefühl, meine Mutter wäre bei mir. Wir reden oft per WhatsApp – alle paar Tage, wenn das Internet nicht zusammengebrochen ist.



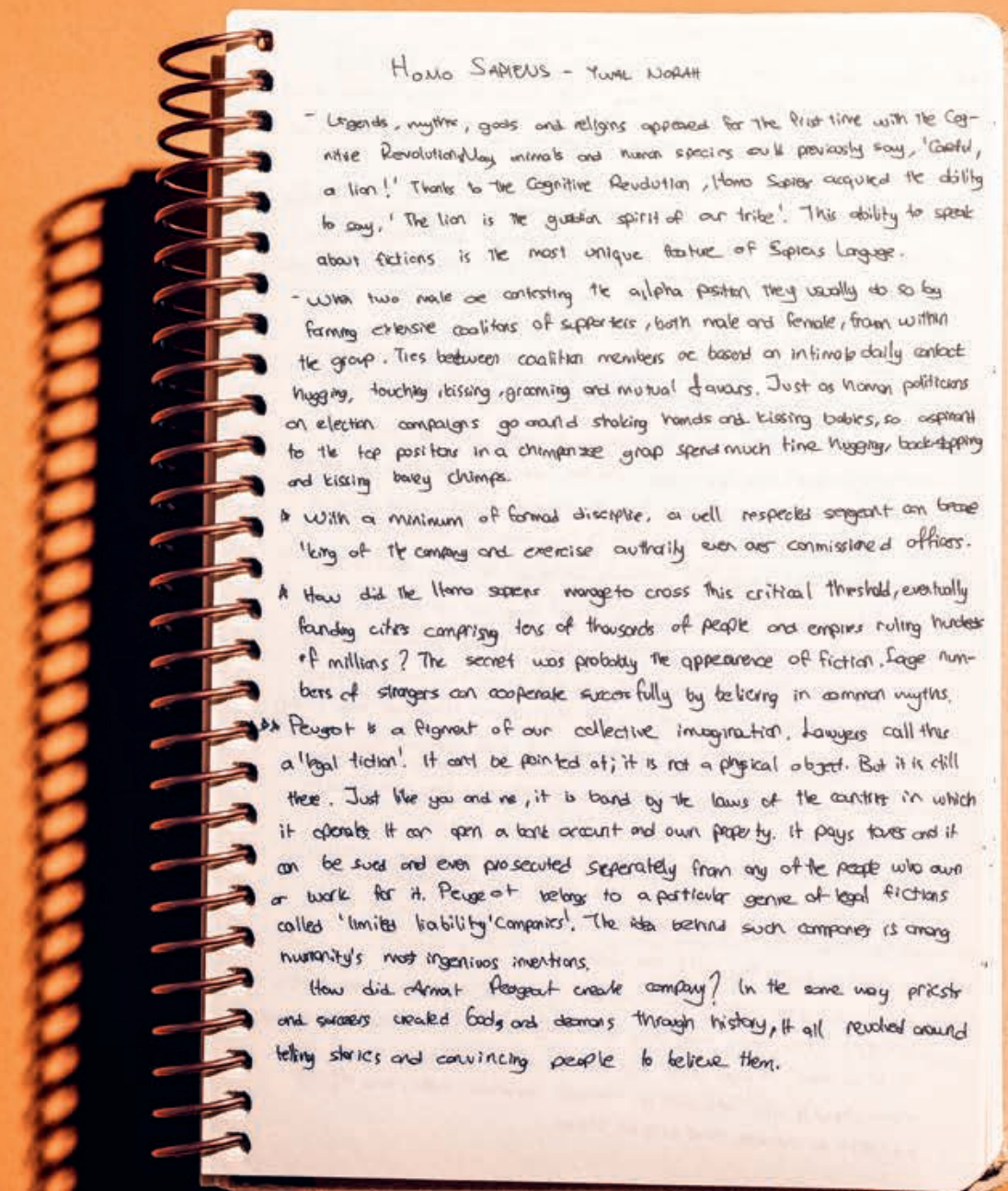
BURA ABSCHIEDS- ARMBAND

Das Armband habe ich in Syrien geschenkt bekommen, von einem Freund. Er hat es mir beim Abschied, als ich 2014 nach Deutschland aufgebrochen bin, in die Hand gedrückt – es war sein Abschiedsgeschenk. Damals wusste ich nicht, dass er nachkommt und dass wir uns wiedersehen werden. Ich dachte, vielleicht sehe ich ihn nie wieder. Mittlerweile ist er auch in Hamburg. Wir wohnen zusammen, er ist nicht nur ein Freund, sondern auch mein Cousin – aber ich sage lieber, er ist mein Freund. Und jetzt natürlich auch mein Mitbewohner.



BURKAN BÜCHER- NOTIZBUCH

Mit 19 Jahren habe ich angefangen, Notizhefte anzulegen; dort notiere ich alle Bücher, die ich gelesen habe, und eine kurze Inhaltsangabe. Dieses Heft ist schon mein drittes. Ich mag die Bücher von Thomas Jefferson, Stefan Zweig oder Milan Kundera. Lesen vermittelt mir ein Gefühl der Gemütlichkeit – schon als Kind habe ich sehr viel gelesen. Ich notiere nicht jedes Buch in dem Büchlein, ein einfacher Krimi würde nicht in die Liste passen. Erst habe ich nicht so viel auf Deutsch gelesen, weil ich vor allem mit Deutschlerinnen beschäftigt war. Aber mittlerweile lese ich auch auf Deutsch, gerade „Eine kurze Geschichte der Zeit“ von Stephen Hawking. Am Anfang war es leicht zu verstehen, aber jetzt wird es schwieriger.



MAJD ÜBERRASCHUNGS- PAPPBOOT

Im Libanon habe ich mir zusammen mit einem Freund ein „Kinder-Überraschungsei“ gekauft. In meinem war dieses kleine Boot aus Pappe mit dem lustigen Kapitän. Wir haben damals immer hin- und herüberlegt, ob wir die gefährliche Überfahrt nach Europa wagen sollen. Als wir dann das Pappschiff sahen, mussten wir lachen – wir haben es als Zeichen genommen, dass wir in ein Boot nach Europa steigen sollen. Als wir dann aufgebrochen sind, musste das Boot natürlich mit! Für die Fahrt über das Meer hatte ich es sogar in Folie eingewickelt, damit es nicht nass wird. Am Ende mussten wir nämlich noch ein Stück bis zum Festland schwimmen. Die Zeit auf dem Boot war Horror – ich finde keine Worte dafür. Als ich dann festen Boden unter den Füßen hatte, waren ziemlich viele meiner Habseligkeiten nass geworden, auch mein Handy ist durch das Salzwasser kaputtgegangen. Aber das kleine Boot war trocken geblieben. In Deutschland steht es bei mir auf dem Nachttisch. Mein Freund hat es glücklicherweise auch geschafft, er lebt mittlerweile in Skandinavien. Letzten Sommer haben wir uns getroffen. Das war ein schönes Wiedersehen. Wir haben uns erst einmal lange umarmt.



FAHMAN VERSTEHENS- SCHLÜSSEL- ANHÄNGER

Ursprünglich war das Stück Holz ein Schlüsselanhänger, aber irgendwann hat sich der Ring gelöst. Den Anhänger hat mir mein bester Schulfreund aus Syrien geschenkt. Wir haben uns damals oft Geschenke gemacht, und einmal, als wir zusammen einkaufen waren, hat er den Anhänger einfach gekauft und mir danach in die Hand gedrückt. Hinten drauf hat er seinen Namen geschrieben und den eines anderen Freundes. Als ich nach Deutschland geflohen bin, habe ich den Anhänger mitgenommen – als Erinnerung an meinen Freund und diese Freundschaft. Heute gibt es ihn nicht mehr, er ist im Krieg umgekommen. Er hieß Sana, was auf Kurdisch heißt: „derjenige, der alles versteht“ – und das stimmte bei ihm absolut. Eigentlich hatten wir sogar den gleichen Namen, Fahman heißt auch „derjenige, der alles versteht“! Aber auf Arabisch, nicht auf Kurdisch.





Zwischen den Welten

Früher träumte Wafa Mustafa davon, Kriegsreporterin zu werden. Doch dann brach in ihrem eigenen Land der Krieg aus, ihr Vater wurde verhaftet, und sie floh nach Deutschland. Über ein Leben zwischen den Welten.

Fotograf: Dominik Butzmann

Vielleicht gibt es zwei Wafas. Da ist die eine Wafa, eine junge Frau, 28 Jahre alt, die sich auf den ersten, aber auch auf den zweiten oder dritten Blick nicht deutlich von den anderen Studierenden unterscheidet. Die ihre dunklen Haare lang trägt und morgens vor Universitätsbeginn ihre Augen mit schwarzen Kajal umrandet. Die am Bard-College im Norden von Berlin Humanities, the Arts and Social Thought studiert, die sich im Wohnheim über die Unordnung in der Gemeinschaftsküche beschwert und die davon schwärmt, wie sie im Sommer im Garten der Unterkunft alle zusammen bis tief in die Nacht Wasserpfeife geraucht haben.

Was man ihr nicht ansieht, was man höchstens erahnen kann: 2013 wurde ihr Vater verschleppt, seitdem fehlt jedes Lebenszeichen von ihm. Wafa selbst, ihre Mutter und ihre Schwester flohen in den Tagen nach dem Verschwinden des Vaters in die Türkei.

Die zweite Wafa ist nicht so gut sichtbar – auch wenn sie später sagen wird, dass sie sich nicht verstecken möchte mit der Schwere, die sie oft in sich fühlt. „Du bist so stark“, hört sie häufig von ihren Kommilitonen. „Aber irgendwie muss ich ja weitermachen“, sagt sie. Hier im Norden von Berlin, in Niederschönhausen, dem ehemaligen Diplomatenviertel der DDR, wirken Syrien und sein erbarmungsloser Krieg weit weg. Einfamilienhäuser mit kleinen hübschen Vorgärten reihen sich aneinander. Die Idylle und Ruhe des Viertels mag Wafa sehr. „Nett, oder?“, ruft sie. Es ist zehn vor neun, und Wafa geht mit zügigen Schritten durch die verschneiten Straßen. Sie hat sich ihren Schal bis über die Nase gezogen und heute morgen ihren wärmsten Wollmantel übergestreift. Es ist der zweite Tag im Semester, und sie möchte auf keinen Fall zu spät kommen. „Die Dozenten nehmen Pünktlichkeit ernst“, sagt sie. Keine zehn Minuten läuft sie von ihrem Wohnheim bis zu dem Gebäude des College.

Ihr gefällt ihr Studium. Gerade weil es sich in vielerlei Hinsicht von dem in Syrien entscheidet. Die Klassen sind klein, es gibt kaum ein Gesicht der insgesamt 260 Studierenden, das sie nicht kennt. „Die Professoren sprechen einen beim Namen an, das motiviert“, sagt Wafa. An der Universität in Damaskus sei alles viel anonym.

Vor dem schlichten zweistöckigen Flachbau drängen sich jetzt kurz vor Unterrichtsbeginn die Studierenden. Wafa umarmt ihre Kommilitonen der Reihe nach zur Be-



„In Berlin werde ich wieder zu der Wafa, die ich einmal war.“



grüßung, sie strahlt und erzählt und quetscht sich dann schlussendlich zwischen zwei Freundinnen in die dritte Reihe des Seminarraumes.

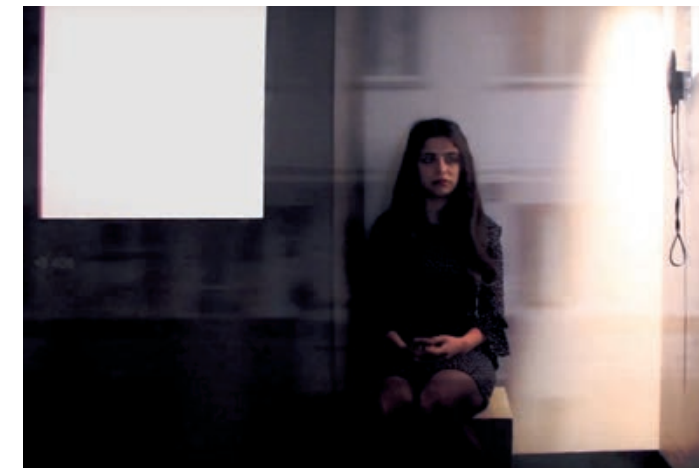
Seit 2016 gibt es an dem College Vollstipendien für Flüchtlinge. Wafa ist eine der ersten Stipendiatinnen. In einem der Kurse drückt ihr jemand eine Videokamera in die Hand. Es ist das erste Mal, dass sie einen kleinen Clip dreht – und eine Entdeckung. „Meine Filme geben mir die Möglichkeit, Gefühle auszudrücken, die ich nicht in Worte fassen kann.“ Das Studium ist für sie seitdem viel mehr als die bloße Aneignung von Wissen und Kompetenzen – es ist für sie eine Chance, sich auch mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Eine Woche bevor die Universität losgeht, sitzt Wafa um die Mittagszeit in ihrem Wohnzimmer auf einem Schreibtischstuhl und umschlingt mit beiden Händen eine Teetasse. Draußen vor dem Fenster weht feiner Schnee. „Winter in Berlin.“ Wafa seufzt; an die Kälte kann sie sich auch nach drei Jahren in Berlin nur schwer gewöhnen. Sie läuft jetzt ins Badezimmer nebenan, das sie sich mit anderen Studierenden teilt, um den Wasserkocher aufzufüllen. Der Stuhl ist die einzige Sitzmöglichkeit in dem länglichen Raum. In ihm hat nicht viel mehr Platz als das schmale Bett, ein Schrank und ein Regal, in dem sie Bücher, Packungen mit Tees, Nagellack und anderen Krimskrams lagert, von dem sie nicht so recht zu wissen scheint, wohin damit. Auf einen senkrecht aufgestellten Koffer hat sie eine Schreibtischlampe gestellt, daneben steht der Wasserkocher auf dem Boden. Auf ihrem Fensterbrett steht ein gerahmtes Foto von ihrem Vater: ein ernster Mann mit Sonnenbrille und lichtem Haar. Es ist eines der letzten Fotos, das von ihm gemacht wurde.

„Er war ein Selfmade-Mann“, sagt sie. Erst studierte ihr Vater Psychologie, später verkaufte er gefrorenes Gemüse. Ihr Vater nennt seine Tochter Wafa, nach einer progressiven Nachrichtenagentur. „Der Name hat meinem Leben eine Richtung gegeben“, sagt sie. Seit sie 14 Jahre alt ist, möchte sie Kriegsreporterin werden. Wafa deutet mit dem Kopf in Richtung Bett. Die Wände hat sie gleich bei ihrer Ankunft 2016 mit Fotos tapeziert. Viele zeigen ihre Familie: Sie zusammen mit ihrem Vater auf einer Fähre; ihre Familie zusammen im Elternhaus; sie und ihre Schwestern als Kinder. Wenn Wafa aufwacht, fällt ihr Blick als allererstes auf diese Bilder.

2011 werden sie und ihr Vater das erste Mal festgenommen. Ein paar Tage lang ist sie in einer Art Lager – wo genau, das weiß sie bis heute nicht. Ihr Onkel erreicht, dass sie freigelassen wird. „Ich hatte großes Glück“, sagt sie. Nach der Festnahme schickt ihr Vater sie zu Bekannten nach Aleppo; dort versteckt sie sich. Fünf Wochen lang verlässt sie dort das Haus nicht. Irgendwann kann sie nicht mehr. „Ich drehe durch“, sagt sie ihrem Vater am Telefon. Sie kehrt nach Hause zurück.

Im November 2011, nach ihrer Rückkehr nach Damaskus, muss sie das College verlassen. Die Zeit danach erscheint ihr in der Rückblende wie in einem Zeitraffer:



Filmstills aus: „A Factory of Ghosts“ von Wafa Mustafa

„Meine Filme geben mir die Möglichkeit, Gefühle auszudrücken, die ich nicht in Worte fassen kann.“

Überall in ihrem Zimmer hat Wafa Fotos von ihrer Familie platziert – sie helfen ihr, sich wohl zu fühlen.





Im März 2013 wird ihr bester Freund auf offener Straße erschossen. Am 2. Juli 2013 verschwindet ihr Vater. Eine Woche später flieht Wafa zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in die Türkei.

Sie tragen nichts bei sich, noch nicht mal die Mobiltelefone, 17 Stunden brauchen sie, dann erreichen sie die Türkei. Nach ihrer Ankunft wird Wafa krank. Eine befreundete Ärztin verschreibt ihr Antidepressiva. Die Tabletten helfen, den Alltag zu meistern. Erst in Deutschland geht es ihr langsam besser.

Experten schätzen, dass rund 40 Prozent der Flüchtlinge traumatisiert sind. „Die häufigsten Probleme sind psychische Leiden durch Fluchterfahrungen und familiäre Auseinandersetzungen“, sagt Yasaman Soltani, die an der Beratungsstelle für Flüchtlinge am Institut für Psychologie der Goethe-Universität in Frankfurt am Main arbeitet. Die Beratungsstelle für Flüchtlinge wurde im April 2016 gegründet, um geflüchteten Patienten muttersprachliche oder dolmetschergestützte Therapien anzubieten. Hier werden ihnen Einzelberatungen in der Muttersprache, zumeist Arabisch und Farsi, angeboten. „Diese professionelle Unterstützung ist extrem wichtig, um das Erlebte zu bewältigen und damit auch erfolgreich studieren zu können“, sagt Soltani.

Es klopft an der Tür, ein Kommilitone drückt Wafa ein Buch in die Hand: James Joyce, Ulysses. Sie müsse die Geschichte für eines der Seminare lesen, sie klinge ganz interessant, sagt sie und legt das Buch ins Regal. Zurzeit sind noch Semesterferien, nächste Woche gehen die Kurse wieder los. Heute freut sie sich auf die Kurse. „Aber der Beginn...“, Wafa zuckt die Schultern. „Ich habe mich wie ein Pokémon gefühlt, wie jemand von einem anderen Planeten.“

Fast sechs Jahre waren seit ihrem Journalismusstudium in Damaskus vergangen, als Wafa im Herbst 2016 plötzlich wieder in einem Seminarraum im Bard College sitzt. Wie bei vielen anderen Flüchtlingen sind ihre Biografie und ihr Lebenslauf nicht mehr gradlinig, sondern durchbrochen durch die Flucht. Sie muss sich mühsam wieder daran gewöhnen, in einem Hörsaal stundenlang einem Professor zuzuhören, Prüfungen zu schreiben

und abends konzentriert zu lernen. Noch dazu sind viele Studenten deutlich jünger als sie. „Bist du wirklich aus Syrien?“, fragten sie ihre Kommilitonen. Wafa versteht die Neugierde, aber die Fragen strengen sie auch an. Und trotzdem: Plötzlich bekommt ihr Leben wieder eine Richtung, eine neue Perspektive. Sie lernt andere syrische Studenten kennen, findet deutsche Freunde und Vertraute in Berlin. Sie fängt wieder ein Leben an. „Hier werde ich langsam wieder die Wafa, die ich in Syrien war“, sagt sie.



In Berlin tritt sie Families for Freedom bei, einem Verein syrischer Frauen, die sich weltweit dafür einsetzen, dass niemand die Verschwundenen in Syrien vergisst und Regierungen, NGOs und Menschenrechtsgruppen dafür kämpfen, dass diese Menschen freikommen.

Die Arbeit, wird sie später erzählen, helfe ihr, das Ohnmachtsgefühl zu bekämpfen, das sie oft befällt und ihr das Gefühl gibt „als würde man plötzlich aufwachen und einem würde ein Arm oder Bein fehlen“. „Syrien bleibt meine Heimat“, sagt Wafa. Irgendwann möchte sie zurückkehren – und ihr Land aufbauen.



Was bedeutet dir dein Studium in Deutschland?
„Hier zu studieren ist für mich eine Chance. Hier kann ich viele Dinge lernen, bevor ich nach Syrien zurückkehre.“



Fotograf: Lémrich

„Die Angst vor Stigmatisierung ist groß.“

Viele Studierende mit Fluchthintergrund sind durch ihre Erlebnisse im Krieg und die Flucht nach Deutschland traumatisiert. Ein Gespräch mit **Samar Al Sari**. Sie arbeitet als Beraterin bei der psychosozialen Beratungsstelle für Geflüchtete an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main – und kommt selbst aus Syrien.

Frau Al Sari, Experten schätzen, dass rund die Hälfte der Geflüchteten, die in Deutschland ankommen, Anzeichen einer psychischen Belastung oder Störung zeigen. Mit welchen Symptomen und Problematiken kommen die Studierenden zu Ihnen in die Sprechstunde?

Das ist sehr unterschiedlich. Manche haben Konzentrationsstörungen, manche können nicht schlafen, andere haben einen Kulturschock. Man darf nicht vergessen: Viele haben Krieg erlebt, Bomben fallen gehört, Leichen gesehen – ihre Angehörigen verloren. Das geht an keinem spurlos vorbei. Ich sage immer: Die Wunde ist vielleicht zugewachsen, aber nur oberflächlich. Wir müssen die Wunde wieder aufmachen, damit sie richtig heilt, auch wenn das wehtut.

Wie stark setzen sich die Studierenden unter Druck, schnell ihr Leben in Deutschland zu beginnen?

Sehr. Sie wollen ganz schnell Karriere machen. Sie haben auch große Abstiegssängste, viele kommen in Syrien aus wohlhabenden und erfolgreichen Familien. Sie versuchen deshalb häufig, einfach einen Cut zu machen. Sie wollen die Wunden nicht wieder aufmachen. Ich sage ihnen, dass sie Geduld haben müssen. Alles braucht seine Zeit. Viele kommen zu zwei, drei Sitzungen und sagen dann: Ich kann nicht mehr, ich möchte nicht mehr kommen, die Sitzungen machen mich nur traurig. Eine Studierende wurde in ihrem Auto bombardiert, sie wusste nicht, ob sie noch lebte oder nicht. Nach ein paar Sitzungen brach sie die Beratung bei mir ab; sie hat es nicht ausgehalten, sich mit dem Erlebten zu konfrontieren.

Was machen Sie dann?

Wir akzeptieren das natürlich – aber wir versuchen, in Kontakt zu bleiben. Wir ermutigen sie, wieder in die Sprechstunden zu kommen und vielleicht erst einmal über ein anderes Thema zu sprechen. Sich mit der Vergangenheit zu konfrontieren, ist sehr schwer, besonders wenn man sich parallel noch in einem fremden Land zurechtfinden muss. Gleichzeitig ist der Besuch eines Therapeuten in der arabischen Kultur immer noch stark stigmatisiert. Ich höre oft:

„Bin ich verrückt? Bitte erzählen Sie niemandem, dass ich zu Ihnen gehe“. Ich muss dann erst einmal aufklären, dass wir unter Schweigepflicht stehen und auch, dass man nicht „verrückt“ ist, wenn man an einer psychischen Krankheit leidet. Ich sage dann: Das ist wie eine schwere Grippe oder ein Beinbruch. Man braucht Hilfe, und dann wird man auch wieder gesund.

Wie kommen Ihre Patienten zu Ihnen?

Wir arbeiten eng mit den Initiativen des Welcome-Programms zusammen, die Mitarbeiter schicken die Studierenden her, wenn ihnen etwas auffällt – wenn die Studierenden zum Beispiel extrem müde sind, sich nicht konzentrieren können oder oft traurig wirken. Die Zusammenarbeit mit den Initiativen des Welcome-Programms funktioniert sehr gut. Trotzdem haben die Studierenden oft Angst vor Stigmatisierung oder die Befürchtung, dass sie ihre Zulassung zum Studium verlieren, wenn jemand erfährt, dass sie eine Therapie machen. Bei diesem Thema gibt es viel Unwissenheit und Unsicherheit. Ich muss dann immer wiederholen, dass hier alles anonym ist. Manchmal kommen auch welche, die sich selbst eine Diagnose gestellt haben: Ich habe viel gelesen, ich weiß, was ich habe, ich leide an dieser Krankheit, sagen sie dann.

Was antworten Sie?

Sind Sie sicher? Ich weiss nicht, ob Ihre Recherche und Eigendiagnose stimmt, aber wenn Sie wollen, finden wir es gemeinsam raus.

Gibt es auch Patienten, die Sie nicht behandeln können?

Die ganz speziellen Krankheitsbilder, eine schwere Depression oder jemanden mit Suizidgedanken, können wir hier nicht beraten – so jemanden würden wir versuchen, an einen Spezialisten zu vermitteln. Leider gibt es nicht sehr viele Arabisch sprechende Therapeuten. Die Arbeit mit einem Dolmetscher in der Therapie ist auch kompliziert, es muss unbedingt eins zu eins übersetzt werden, jedes Wort zählt. Wir brauchen dringend mehr Arabisch sprechende Psychologen. Aber ich denke, in ein paar Jahren wird es dann auch anders aussehen,

wenn die aktuellen Absolventen fertig sind. Ich ermutige auf jeden Fall immer Studienanfänger mit Fluchthintergrund dazu, Psychologie zu studieren. So traurig es klingt, aber das ist ein Beruf, den wir in Zukunft noch brauchen werden.

Sie selbst sind in Homs aufgewachsen, haben später Ihr Studium in Damaskus begonnen und dann 2007 in Deutschland weiterstudiert. Wie sehr nehmen Sie die Geschichten ihrer Patienten mit?

Am Anfang war es schwerer. Mittlerweile klappt es besser. Ich bekomme auch gute Unterstützung von Kollegen und mache regelmäßig Supervision. Ich habe gelernt, Grenzen zu ziehen – nicht nur, dass ich versuche, die Schicksale nicht ständig mit nach Hause zu nehmen und darüber zu grübeln, sondern auch, dass ich meine Rolle als Beraterin klarmache. Wir sind ein sehr soziales Volk, viele meiner Patienten denken, dass wir Freunde sind, weil sie mir private Dinge anvertrauen, ich ihnen zuhöre und ich aus Syrien komme. Aber ich bin eine Beraterin, keine Freundin.

Der Brückenbauer

Seit er vor seinem Studium ein Freiwilliges Soziales Jahr absolviert hat, fühle er sich in Deutschland nicht länger als Gast, sagt Muaz Alabaid. Unterwegs mit einem, der in Deutschland ein neues Zuhause gefunden hat.

Fotograf: Lêmrich

Wenn man Muaz fragt, was er in den letzten dreieinhalb Jahren in Deutschland gelernt hat, was ihm die unzähligen Gespräche mit Mitarbeitern bei den Jobcentern, in Arztpraxen oder in den Ausländerbehörden gebracht haben, überlegt er kurz, lacht dann und sagt: „Wie in Deutschland Small Talk funktioniert.“

Einmal fragte Muaz jemanden nach dem Gehalt, ein andermal wollte er wissen, welche Partei ein Mitarbeiter vom Jobcenter wählt – doch statt des Beginns eines entspannten und lockeren Gesprächs: Schweigen. Er lacht wieder, wenn er davon erzählt und durch den Oktobernieselregen läuft. Rechts und links türmen sich die Plattenbauten von Halle-Neustadt. Der Bezirk gilt als sozialer Brennpunkt, rund 70 Prozent der Bewohner leben hier in Armut. Doch wer als Geflüchteter eine Wohnung suche, für den sei diese Gegend oft die einzige Möglichkeit, sagt Muaz, der dank seiner Hartnäckigkeit eine Wohnung im Zentrum von Halle fand.



Vor drei Jahren verließ er seine Heimatstadt Damaskus. In einer Woche, in der besonders viele Bomben explodierten, entschied er: Ich muss weg. „Die Entscheidung“, erzählt er, „fiel ganz schnell.“ Auch wenn er da gerade mal 19 Jahre alt war und wenig Ahnung hatte, wohin er eigentlich wollte und wie sein Leben in der Fremde aussehen könnte. Heute trägt er einen grünen Blouson, orangefarbene Turnschuhe und wird sich, wenn er am Montag sein Studium beginnt, äußerlich nicht von anderen internationalen Studierenden unterscheiden.

Die unzähligen Jobcenterbesuche und Gespräche mit Ausländerbehörden unternahm er zu einem großen Teil nicht für sich selbst, sondern für andere Syrer oder Geflüchtete, die noch nicht so flüssig Deutsch sprachen wie er. Bis September 2019 absolvierte er den Bundesfreiwilligendienst, kurz „Bufdi“.

Seit Sommer 2016 unterstützt das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge



„Ohne Muaz hätte ich Angst, einen Fehler zu machen.“

Anas





Geflüchtete dabei, sich ehrenamtlich zu engagieren. Zehn Freiwilligenagenturen machen bisher bei dem Modellprojekt mit. Die Freiwilligenagentur Halle-Saalkreis ist eine davon. Dort glaubt man, dass gerade die aktive Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens den Geflüchteten das ermöglicht, was Experten als „gesellschaftliche Teilhabe“ beschreiben.

Insgesamt engagieren sich mittlerweile rund 260 Geflüchtete – unter ihnen auch (angehende) Studierende wie Muaz. Obwohl sein „Bufdi-Dienst“ offiziell vorbei ist, und obwohl nun endlich nächste Woche sein Studium an der Universität in Leipzig losgeht, ist er auch heute auf dem Weg zu Anas Almostafa, einem syrischen Freund, dem er beim Ausfüllen von Formularen hilft. Im Rahmen seines Bundesfreiwilligendienstes arbeitete Muaz ein Jahr lang ehrenamtlich bei Brücke e. V., einem Verein, der sich um arabischsprachige Menschen kümmert, ihnen im Alltag unter die Arme greift oder bei bürokratischen Aufgaben unterstützt; viele von ihnen sind Geflüchtete aus Syrien. Muaz hatte damals knapp



die Anmeldefrist an der Universität in Leipzig verpasst und ein Jahr lang Zeit, bis er sich erneut für einen Studiengang einschreiben konnte. Erst dachte er daran, einfach zu arbeiten, aber dann entschied er sich für den Bundesfreiwilligendienst. „Ich dachte, so kann ich Deutschland und die Sprache am besten kennenlernen.“

Anas hat schwarzen Tee für Muaz gekocht. Vorsichtig gießt er die heiße Flüssigkeit in die kleinen Gläser. Anas hat heute seinen ersten Arbeitstag, bei Berlin-Döner, so steht es auf dem Bogen, den Anas nun zu Muaz rüberschiebt. „Ohne Muaz hätte ich Angst, einen Fehler zu machen.“ Auch Anas ist seit drei Jahren in Deutschland, er spricht gut Deutsch, aber die Bürokratie und ihre komplizierte und sperrige Sprache machen ihm immer noch Probleme. „Wieviel wirst Du bei dem Job verdienen?“, fragt Muaz seinen Freund. „Das Jobcenter möchte das wissen“, erklärt er ihm, „damit sie es mit deinen Sozialleistungen verrechnen können“, und trägt „Dreihundertfünfzig“ in die Spalte ein. Muaz kennt die Formulare und Fragen nur zu gut – es ist nicht das erste Formular dieser Art, das er ausfüllt.

Heute Morgen war Muaz schon im Krankenhaus, ein Syrer hatte ihn angerufen, er fühle sich nicht wohl, ob Muaz ihn begleiten könne? Manchmal gingen ihm die Geschichten sehr nahe, erzählt er. Einmal habe er ei-



nen Syrer immer wieder zur Ausländerbehörde begleiten müssen, bis sein Aufenthalt anerkannt worden war, und Muaz hat mitgefiebert. „Er hatte richtig Angst“, sagt er. Bei Anas braucht er keine halbe Stunde, um den Bogen des Jobcenters auszufüllen. „Das ist nicht kompliziert!“ Er grinst. Seit er andere Geflüchtete durch die bürokratischen Wirren dieses Landes lotse, sagt er, hätte sich auch für ihn etwas geändert: „Ich fühle mich nicht mehr als Gast, als jemand, der kurz hier ist und dann wieder geht, sondern ich gehöre dazu.“ Ist Deutschland Heimat für ihn? „Heimat“, sagt er, „ist dort, wo ich sicher bin. Und das bin ich hier.“

Anas muss los und zieht seine Jacke an. An seinem ersten Arbeitstag möchte er nicht zu spät kommen. Als sie sich an der Ampel verabschieden, grüßt ein junger Mann die beiden und hält ihnen den Oberarm hin. „Hey, wie geht’s Euch?“ Seinen Unterarm und die Hand hat er im Krieg verloren. „Eine Granate“, sagt Muaz. Auch ihm hatte er früher einmal geholfen.



„Ich fühle mich nicht mehr als Gast..., sondern gehöre dazu.“

Anas



WAS IST HEI MAT ?



HEIMAT IST NICHT UNBEDINGT GEGEBEN; SIE ENTSTEHT MANCHMAL MIT EINEM ORT, AN DEM MAN SICH WOHL UND ZU HAUSE FÜHLT, MIT FREUNDEN, DENEN MAN VERTRAUT ODER AUCH MIT EINER NEUEN ARBEIT, DIE DEM LEBEN EINE PERSPEKTIVE GIBT. WIR HABEN FÜNF STUDIERENDE UND EINEN ANGEHENDEN STUDENTEN GEFRAGT, WER ODER WAS FÜR SIE HEIMAT BEDEUTET.

Fotografin und Fotograf: Anne Ackermann (Bura & Ruba), Lêmrich

SIE HABEN UNS IHRE BESTEN FREUNDE VORGESTELLT, IHREN LIEBSTEN PLATZ UND IHREN NEUEN JOB.



ALIAA ALKHRAS

MEIN LIEBLINGSORT
Der Eiserne Steg in Frankfurt

Mein liebster Ort in Frankfurt ist der Eiserne Steg – die Fußgängerbrücke über den Main. Ich mag den Main. Wenn ich traurig bin oder glücklich oder einfach, wenn ich mich mit meinen Freunden treffen möchte, gehe ich dort hin. Mein Ex-Verlobter und ich haben dort auch ein Liebesschloss angebracht. Ich fand das sehr romantisch – diese Tradition kannte ich nicht aus Syrien. Ich hatte das Schloss extra vorher auf einem Markt besorgt, ein knallrotes! Es sollte ein Symbol unserer Liebe sein. Wir hatten nur vergessen, unsere Namen draufzuschreiben. Aber dann sind wir noch einmal zur Brücke zurückgefahren und haben mit einem schwarzen Filzstift unsere Namen draufgeschrieben. Wir haben gelacht und uns gewundert, wie wir das vergessen konnten.

Aber leider ist unsere Beziehung dann doch nach kurzer Zeit kaputtgegangen. Er wollte nicht, dass ich studiere – er selbst hat noch nie eine Uni besucht, konnte kaum Deutsch und arbeitet in einem Dönerladen. Wir haben sehr oft gestritten.

Irgendwann hat er sich von mir getrennt. Er wollte meinen Träumen nicht im Weg stehen, hat er gesagt. Ich studiere jetzt Medizintechnik im zweiten Semester. Im ersten Semester hatten wir viel Mathe, Physik und Che-

mie – diese Fächer liegen mir. In der Schule waren das meine besten. Für mich war ganz klar, dass ich nach meinem Studium auch arbeiten werde. Er wollte das nicht. Ich habe viele Träume; ich möchte nicht nur studieren, sondern auch einen Führerschein machen und reisen. Wenn das alles mit ihm nicht geht, dann ist es besser, dass wir auf getrennten Wegen weitergehen. Zum Glück unterstützen mich meine Eltern. Sie finden gut, dass ich meine Träume verwirkliche.

Mein Vater hat die Entscheidung getroffen, dass unsere Familie Syrien verlässt. Ich wollte das damals auf keinen Fall, aber er hatte es so entschieden, und dann mussten wir mit. Wir sind über den Libanon, die Türkei und Ungarn nach Deutschland geflohen. Am 25. August 2015 haben wir die Grenze übertreten – das Datum vergesse ich nicht. Anfangs wären wir beinahe nach Neuwied in der Nähe von Koblenz gezogen, weil wir in Frankfurt keine Wohnung gefunden haben. Aber ich wollte unbedingt nach Frankfurt, weil ich studieren wollte, und in Neuwied gibt es ja keine Universität. Viele meiner Freunde und Verwandten sind heute noch in Syrien. Ich vermisse sie. Aber ich weiß, in Deutschland habe ich viele Chancen, die ich in Syrien gerade nicht hätte.

BURAKHAN DOGAN

MEIN LIEBLINGSORT

Der Wald in der Nähe meiner Unterkunft



Was mir an Deutschland besonders gut gefällt ist, dass hier Natur und Stadt ganz organisch verwoben sind. Ich wohne zurzeit noch in einer Unterkunft für Geflüchtete, aber ich habe Glück: Nicht weit entfernt fließt ein kleiner Fluss. Dort ist es sehr grün, und es gibt viele Pflanzen und Bäume. Das finde ich toll. In der Türkei ist es in den großen Städten viel grauer, da muss man aus der Stadt herausfahren, um in der Natur zu sein. Ankara ist eine sehr trockene Stadt; es gibt kaum Wind, kaum Regen, und im Sommer ist es tagsüber sehr heiß.

Jeden Morgen stehe ich um halb acht auf. Noch vor dem Frühstück gehe ich am Fluss eine halbe Stunde im Grünen laufen. Danach mache ich auch noch Sit-ups und Liegestütze für den Muskelaufbau. Das ist für mich ein schönes Ritual, um in den Tag zu kommen.

Ich bin in Ankara geboren – dort habe ich auch meinen Abschluss gemacht. Aus politischen Gründen musste ich die Türkei verlassen. Seit ich in Deutschland bin, versuche ich, mir ein neues Leben aufzubauen. Apfelschorle und Kartoffeln – das ist für mich typisch deutsch. Und gesund. Ihre Gesundheit ist den Deutschen sehr wichtig.

Mein Onkel lebt seit 30 Jahren in Köln, aber ich wollte damals nicht nach Köln ziehen, sonst würde ich nur Türkisch sprechen, und das möchte ich nicht.

Wenn ich mein C1 geschafft habe, werde ich in Deutschland studieren, und ich plane, einen Master zu machen – in Computingingenieurwesen. Mich interessiert vor allem der Bereich der Künstlichen Intelligenz. In der Türkei habe ich schon den Studiengang Elektro-Ingenieurwissenschaften abgeschlossen. Ich bin sehr glücklich hier in Frankfurt – in der Türkei hatte ich immer Angst, dass plötzlich die Polizei vor meiner Tür steht. Dieses Gefühl der Sicherheit, das ich hier wieder haben kann, bedeutet mir sehr viel.

Als ich letztes Jahr im Dezember hier ankam, hatte ich keine Ahnung von Frankfurt. Die ersten drei Monate war ich nur in der Bibliothek und abends beim Sprachkurs. Nach drei Monaten war plötzlich schon April, und das Wetter wurde besser – ich habe dann angefangen, Frankfurt ein bisschen zu entdecken. Heute arbeite ich in der Stadtbibliothek von Karben, ehrenamtlich, weil ich gerne mit Menschen in Kontakt kommen und Deutsch sprechen möchte. Die Besucher haben viele Fragen. Sie möchten wissen, warum die Türken immer noch Erdogan wählen – das ist sehr komplex. Es dauert immer lange, bis ich ihnen das erklärte habe.

WIE HABT IHR EUCH KENNENGELERNT?

Lisa: Eigentlich gleich zu Beginn des Studiums – wir studieren beide Soziale Arbeit an der HAW. In einer der ersten Vorlesungen habe ich Bura und seine Freunde in einer Reihe zusammensitzen gesehen. Dort wurde immer so viel gelacht. Irgendwann habe ich meinen ganzen Mut zusammengenommen und mich dazugesetzt.

Bura: Gute Entscheidung!

WIE WAR ES, ALS LISA SICH ZU EUCH GESETZT HAT?

B: Zuerst war sie super schüchtern, aber mit der Zeit hat sich das gelegt. Eine ganz andere Lisa – wie ausgewechselt! Ich habe sofort gemerkt, dass sie Humor hat, dass sie lustig ist. Ich mag das sehr. Was mir gleich aufgefallen ist, waren ihre lustigen Zöpfe. Sie hat damals lange, geflochtene Zöpfe getragen, wie ein Kind. Sehr süß!

WANN WUSSTET IHR, DASS IHR FREUNDE SEID?

B: Das war ein Prozess – wir haben immer mehr Zeit miteinander verbracht. Auch in der Freizeit. **L:** Genau, wir waren zusammen Bowlen, sind zusammen Essen oder Shisha rauchen gegangen. **B:** Aber ich glaube, richtig eng wurde die Freundschaft, nachdem wir „Wahrheit oder Pflicht“ gespielt haben. **L:** Stimmt, da haben wir ziemlich viel voneinander erfahren; auch sehr Persönliches.

WAS SCHÄTZT IHR ANEINANDER?

L: Bura ist sehr lustig und immer für mich da. Wenn ich einen schlechten Tag habe, merkt er das sofort – ohne viele Worte. Er ist auch sehr großzügig und lädt mich oft zum Essen ein. Einmal ist ihm aufgefallen, dass mein Regenschirm kaputt ist. Am nächsten Tag hat er mir einen neuen geschenkt. Er ist wirklich aufmerksam. Meine deutschen Freunde hätten gesagt: Kauf dir doch mal einen neuen – und mehr nicht. **B:** Wenn ich ein Problem habe, dann kann ich mich auf Lisa verlassen. Egal was. **L:** Als mein Vater sehr krank war, habe ich Bura davon erzählt. Das Schöne war: Auch Wochen später hat er immer wieder gefragt, wie es meinem Vater geht – und auch danach, wie es mir mit seiner Krankheit geht.

**GIBT ES ETWAS, DAS IHR VONEINANDER ÜBER DIE JEWEILS ANDERE KULTUR GELERNT HABT?**

L: Ich lerne gerade Arabisch. Und wie man die Shisha-Pfeife weiterreicht. **B:** Unsere Kultur ist sehr auf das Kollektiv ausgerichtet. Ich kann nicht Nein sagen, auch wenn ich wollte. Das wirkt in unserer Kultur sehr unhöflich, also sagt man immer Ja – auch wenn es anstrengend und schwierig zu realisieren ist. Deutsche können Nein sagen. Das finde ich gut. Manchmal braucht man ja auch Ruhe und Zeit für sich. Ich habe das Nein-Sagen aber noch nicht ausprobiert. Ich muss es noch üben. (lacht) **L:** Du hast auch gelernt, dass die Rechnung bei Deutschen immer geteilt wird. **B:** Mal ehrlich, das hasse ich. Bei uns zahlt immer einer, beim nächsten Mal ein anderer, da wird nichts auseinandergerechnet. Mit Lisa habe ich das am Anfang häufiger erlebt; aber jetzt sage ich, bevor wir Essen gehen: Heute zahle ich! Manchmal akzeptiert sie es, manchmal nicht. Manchmal zahlt sie dann auch einfach für mich.

**WIE HABT IHR EUCH KENNENGELERNT?**

Justus: Ich studiere an der Universität in Hamburg und Ruba an der HAW – wir haben uns bei der Arbeit kennengelernt. Vor gut einem Jahr habe ich angefangen, als Deutsch Tutor für Studierende mit Fluchthintergrund zu arbeiten. Ruba hat im gleichen Büro gegessen...

WAS HAST DU GEDACHT, ALS DU JUSTUS DAS ERSTE MAL GESEHEN HAST?

Ruba: Der sieht nett aus.

WANN WUSSTET IHR, DASS IHR FREUNDE SEID?

J: Mit der Zeit haben wir uns auch privat getroffen. Ich habe Ruba bei ihren Hausarbeiten für die Uni geholfen, und ich kann auch immer zu ihr kommen, wenn ich eine Frage habe. Das ist ganz selbstverständlich.

WAS SCHÄTZT IHR ANEINANDER?

J: Ruba ist immer fröhlich, nie schlecht gelaunt. Das habe ich wirklich noch nie erlebt, dass sie mal schlecht gelaunt ist. **R:** Justus ist immer so hilfsbereit. Er sagt nie Nein. Ich finde das richtig gut! Und: Er hat immer eine Lösung parat.

WAS MACHT IHR GERNE ZUSAMMEN?

J: Kochen, syrisch! Dann hat Ruba den Plan. Sie weiß, wie es funktioniert. **R:** Ja, ich gebe die Befehle! (lacht) **J:** Und ich reiße Brot in kleine Stücke und werfe sie ins Öl. **R:** Am Ende des Semesters haben wir für alle Studierenden gekocht. Justus ist immer dabei und hilft gerne und bleibt bis zwölf, ein Uhr nachts. Wir essen, tanzen, singen. Justus hat auch versucht, mit uns zu singen und zu tanzen.

IST ER EIN GUTER TÄNZER?

R: Ja, ganz gut. **J:** Ja, ich glaube ja. Ich habe schon Dabke, einen arabischen Tanz, gelernt. Beim letzten Mal hat der Boden gebebt!

WÜRDET IHR EUCH ANRUFEN, WENN IHR LIEBESKUMMER HABT?

J: Das war bei uns beiden bisher noch nicht nötig, ich glaub schon. **R:** Ja, mach mal!

ROMIAH OSAMA

MEIN ARBEITSPLATZ
Kreissparkasse Soltau

Als Kind und Teenager wollte ich eigentlich immer Ingenieur werden wie mein großer Bruder. Der ist zehn Jahre älter und Maschinenbauingenieur. Aber leider hat meine Punktzahl für den Studiengang nicht gereicht. Wenn man einen Ingenieurstudiengang studieren möchte, braucht man mindestens 230 Punkte – ich hatte nur 213. Damit kann man sich für Architektur, Landwirtschaft oder BWL einschreiben. Ich habe mich dann für BWL entschieden. Geld und Finanzen und Finanzmanagement haben mich im Studium am meisten interessiert: Wie beurteile ich die Bilanz einer Firma – solche Fragen zu beantworten und die Situation zu beurteilen, macht mir große Freude. Ich bin im Sommer 2015 nach Deutschland gekommen – es hat zwei Jahre lang gedauert, bis ich endlich weiterstudieren konnte.

Mittlerweile bin ich fast fertig mit meinem Studium, es fehlt mir nur noch ein Modul, das ich im Januar abschließe. Das Tolle ist: Ich habe schon einen Job! Ich habe mich für ein Trainee-Programm bei der Kreissparkasse Soltau beworben, und es geht am 1. Januar 2020 los. Ich bin schon sehr gespannt.

Wie ich zu dem Job gekommen bin? Eine deutsche Freundin von mir, die ich vom Studium kenne, hat sich auch für ein Trainee-Programm beworben und mir davon erzählt. Ich hatte erst einmal keine Ahnung, was das überhaupt ist, ein Trainee-Programm. Ich habe dann googelt und im Netz gelesen, dass diese Programme besonders gut geeignet sind für Berufseinsteiger. Online habe ich die Anzeige der Kreissparkasse Soltau gefunden und mich gleich beworben. Im Internet habe ich eine Vorlage gefunden, wie Bewerbungen in Deutschland aussehen müssen – in Syrien läuft das ganz anders. Da geht man einfach bei dem Unternehmen vorbei und bringt seinen Lebenslauf mit. Oder man kennt jemanden, der einen empfiehlt. Alles ist viel informeller, und es geht einiges über persönliche Kontakte. Bei der Kreissparkasse Soltau hatte ich zwei Gespräche und musste noch einen

Test absolvieren; das war schon deutlich aufwendiger. Eigentlich war ich kaum aufgeregt, sondern ganz ruhig. Nach dem zweiten Gespräch habe ich gleich ein Angebot bekommen. Da habe ich mich riesig gefreut. Das Trainee-programm läuft insgesamt zwölf Monate, und ich habe die Möglichkeit, in dieser Zeit viele unterschiedliche Bereiche der Sparkasse kennenzulernen.



AKRAM HEJJO

MEIN ARBEITSPLATZ
Ingenieurbüro Dieter Linz

In Deutschland wurde mir mein Bachelor in Bauingenieurwesen zum Glück anerkannt, und ich konnte, nachdem ich Deutsch gelernt hatte, mit meinem Master beginnen. In dieser Zeit habe ich mich auf Verkehrsplanung konzentriert. Im Prinzip geht es darum, Straßen so zu bauen, dass alle glücklicher damit sind – die Anwohner und die Autofahrer. Nachdem ich meine Masterarbeit fertig hatte, habe ich mich nach Jobs umgeschaut. Mir war es sehr wichtig, eine Arbeit zu finden, die zu mir passt; schließlich geht es um meine Karriere und meine Zukunft.

Außerdem bin ich ja mindestens 40 Stunden pro Woche an diesem Ort, da muss ich mich wirklich wohlfühlen. Insgesamt habe ich sicher 20 bis 25 Bewerbungen

geschrieben – jede war zehn bis zwölf Seiten lang! Ich habe mich auch bemüht, jedes Anschreiben für die unterschiedlichen Unternehmen neu und individuell zu formulieren. Auch auf die Details muss man sehr gut aufpassen: Ein Rechtschreibfehler, und man ist raus aus dem Bewerbungsverfahren. Zum Glück haben mir meine deutschen Freunde geholfen – auch wenn ich danach oft nochmal Änderungen vornehmen musste. Ich war zu einigen Vorstellungsgesprächen eingeladen, und überall waren sie sehr nett. Viele haben auch mein Deutsch gelobt. Das hat gutgetan.

Als ich mich im Ingenieurbüro von Dieter Linz vorgestellt habe, war ich gleich sehr angetan und habe mich wohlfühlt. Insgesamt hatte ich zwei Gespräche bei ihm. Beim zweiten Gespräch war auch mein direkter Chef und der Gründer des Büros dabei. Ich hatte ein gutes Gefühl – gleich nach dem Gespräch haben sie mir gesagt, dass sie mich gerne einstellen würden. Ich hatte aber noch andere Angebote und habe gesagt, dass ich etwas Zeit brauchte, um darüber nachzudenken. Nach ein paar Tagen habe ich angerufen. Sie freuen sich auf mich, haben sie gesagt. Das war schön.

Zurzeit planen wir ein Großprojekt, den Ausbau der A33, das finde ich sehr spannend. Auch sonst bin ich sehr zufrieden. Die Arbeit macht mir großen Spaß, man akzeptiert mich so, wie ich bin, und das Büroklima ist sehr angenehm. Wie ich darauf gekommen bin, dass ich gerne Bauingenieur werden will? Meine Eltern haben, als ich so neun, zehn Jahre alt war, angefangen, ein Haus zu bauen. Von Grund auf! Das hat mich total fasziniert – und dann habe ich mich in der Oberstufe für Bauingenieurwesen interessiert. Dort sind auch die Fächer Physik und Mathe wichtig, und die gefielen mir sowieso.

Nach meinem Abschluss habe ich in Aleppo studiert. Als der Krieg immer schlimmer wurde, sind meine Eltern schon vor mir in die Türkei geflohen. Ich wollte aber unbedingt noch meinen Bachelor zu Ende machen. Als ich dann das Zeugnis in der Tasche hatte, bin ich sofort los.



„Die Willkommenskultur hat mich sehr beeindruckt.“

Unser Autor träumt davon, dass auch in seinem Land, den USA, die Integration von Geflüchteten an den Hochschulen so ernst genommen wird wie in Deutschland.

Von Bernhard T. Streitwieser



Ich bin Deutsch-Amerikaner, in Freiburg geboren und bis zu meinem zehnten Lebensjahr in Süddeutschland aufgewachsen. Danach sind meine Eltern – meine Mutter ist Amerikanerin und mein Vater Deutscher – in die USA gezogen. Zurzeit lehre ich an der Universität in Washington als Assistenzprofessor – der Schwerpunkt meiner Forschung liegt auf Bildung im internationalen Vergleich. Durch meine deutschen Wurzeln hat mich das deutsche System immer sehr interessiert. Ich wollte die Verbindung zu meiner zweiten Heimat halten. So habe ich bei meiner Promotion untersucht, wie die Wende sich auf das Bildungssystem ausgewirkt hat. Hierfür habe ich Lehrer aus Ostdeutschland interviewt, die später im vereinten Deutschland weiter unterrichtet haben.

Das Jahr 2015 markiert einen großen Umbruch in Europa und Deutschland. Durch den syrischen Krieg kamen plötzlich über eine Million Syrer nach Deutschland. Mich interessierte, wie sich diese Veränderung auf das Hochschulsystem auswirken würde – wie reagieren die Universitäten angesichts dieser neuen Gruppe Studierender?

2016 bin ich nach Deutschland gekommen, um im Rahmen der von mir gegründeten „Berlin Refugee Research Group“ vor Ort dieser Frage nachzugehen und weiterzuforschen. Ich hatte zu Hause in Washington viel über die Situation in Deutschland und die Geflüchteten aus Syrien gelesen – aber als ich dann selbst vor Ort war und in Berlin mit unterschiedlichen Menschen, Universitätsmitarbeitern, aber auch Institutionen und Verbänden sprach, war ich beeindruckt von der Willkommenskultur: Nicht nur dass einige Deutsche zu den Bahnhöfen gingen, um die Geflüchteten zu empfangen oder auch Angela Merkels Satz „Wir schaffen das“ – sondern ich spürte einen großen Enthusiasmus, der sich durch viele gesellschaftlichen Schichten bis hoch zur Regierungsebene zog. Das war toll zu sehen. Auch die Universitäten und ihre Mitarbeiter waren sehr motiviert. Ich hatte nie das Gefühl, dass sie vor dieser neuen Herausforderung Angst hatten. Im Gegenteil, es war klar, dass ein sehr großer Teil von ihnen einen Weg finden wollte, um diese Talente – als das wurden und werden die Geflüchteten gesehen – zu integrieren. Mit den jungen Geflüchteten kamen und kommen viele sehr gut ausgebildete junge Menschen nach Deutschland. Für die Mitarbeiter an den deutschen Universitäten war das keine „Krise“, so schien es mir, sondern eine Chance. In Deutschland konnte man in dieser Zeit beobachten, was möglich ist, wenn vom höchsten Level, der Regierung, bis zur untersten Ebene, dem Bürger, der Wille da ist, diese Menschen zu integrieren. Natürlich war der ganze Prozess nicht immer einfach, wie die Hochschulen und auch andere Akteure aus dem Bildungsbereich die Zeit nach 2015 rückblickend beurteilen.

Im Jahr 2019 bin ich wieder nach Deutschland gereist und habe verschiedene Interviews geführt. Ich hörte immer wieder: Es war nicht einfach, aber es ist uns recht schnell gelungen, Strukturen aufzubauen und die Integration systematisch durchzuführen. Durch DAAD-geförderte Programme wie Integra, aber auch die Welcome-Initiativen, wurden an den Universitäten Strukturen geschaffen, die nachhaltig diesen nicht leichten Prozess vorantrieben. Historisch gesehen war die USA oft ein Schmelztiegel für verschiedene Kulturen und Nationalitäten. Wir waren immer der Überzeugung, dass Migration, die Einwanderer, ein Benefit ist für unsere Wirtschaft und Gesellschaft. Migration schadet uns nicht – ganz im Gegenteil. Zurzeit erleben wir in den USA diesbezüglich die totale Umkehr. Es ist beschämend. Unser Land stand immer für Offenheit – wir haben Menschen einen Zufluchtsort gewährt, die ihn brauchten. Denken Sie nur an die Inschrift der Freiheitsstatue in New York

Dabei zeigen Zahlen, unter anderem der OECD, dass zwischen 2004 und 2014 die USA und auch Europa einen großen Anteil ihrer Arbeitskräfte durch Migration gewinnen konnten. Der soziale und ökonomische Gewinn der Migration überwiegt ganz klar. Über drei Millionen Geflüchtete haben seit 1975 die USA betreten. Wir haben immer noch die größte Anzahl von Migrant*innen in der ganzen Welt. Heute geistern Sätze durch Amerika wie „Wir sind voll!“. Wir sind ganz und gar nicht voll.

Die Geflüchteten, die zurzeit in Deutschland die Universitäten besuchen, werden bald den deutschen Arbeitsmarkt bereichern – und damit auch einen positiven Einfluss auf die Wirtschaft haben. Dann gibt es hoffentlich auch keine Argumente mehr gegen sie.

Bernhard T. Streitwieser ist Assistant Professor im Bereich Internationale Beziehungen in Washington. Für seine Forschung untersucht er, wie die Integration von Geflüchteten in Deutschland - aber auch in den USA - gelingen kann.



Die Zukunft

Vor drei Jahren überquerte Samar Samara zusammen mit einem Freund die deutsche Grenze. Heute hört man ihrem Deutsch kaum an, dass sie aus Syrien kommt. Sie studiert Automatisierungstechnik und macht ab März ein Praktikum am renommierten Fraunhofer Institut in Berlin. Wie hat sie das geschafft?

Fotograf: Dominik Butzmann

An einem sonnigen Donnerstagmittag Mitte Januar läuft Samar Samara mit schwungvollen Schritten durch die Mensa der Technischen Hochschule in Wildau. Viel Zeit zum Essen hat sie heute nicht. Gleich steht noch eine Laborübung auf ihrem Stundenplan, und am Nachmittag wird sie sich wieder an den Schreibtisch in ihrer Wohngemeinschaft setzen. Draußen ist es grau und kalt, aber ab und zu reißt der Himmel auf. Hier, in dem kleinen Ort mit seinen knapp 10.000 Einwohnern in Brandenburg, studiert Samar Automatisierungstechnik.

Es sind die letzten Wochen vor dem Semesterende, und es vergehen kaum Tage, an denen nicht eine Klausur, eine Präsentation oder die Abgabe einer Seminararbeit ansteht. Sie seufzt. „Es ist einfach sehr viel.“ Samar ist froh, wenn sie mit allem durch ist. Sie ist eine junge Frau, 27 Jahre alt, die ihre langen, braunen Haare in einen Pferdeschwanz gebunden hat, die Boots trägt und Jeans und die gerne die Farbe Weinrot mag.

Trotz der Eile grüßt sie rechts und links an den Tischen ihre Kommilitonen. „Meine Freunde wundern sich immer, wie viele ich hier kenne.“ Sie lacht jetzt. Drei Jahre ist es her, dass Samar mit ihrem Freund von Syrien über die Türkei nach Deutschland floh. Manchmal scheint sie es selbst kaum zu glauben, was seitdem passiert ist. Wo sie heute steht. Dass sie so erfolgreich Automatisierungstechnik studiert – einen Studiengang, an den sich nur wenige Frauen herantrauen. Dass ein Professor ihrer Fakultät ihr letztes Semester eine Hiwi-Stelle angeboten hat. Ihr Deutsch ist so gut, dass ihr kaum noch Fehler unterlaufen und sie im März ein Praktikum am renommierten Fraunhofer Institut in Berlin beginnt. „Deutschland ist meine Zukunft“, sagt sie. Sie weiß, dass es nicht allen Flüchtlingen so leicht fällt, in dem fremden Land und an der Hochschule anzukommen.

Sie reiht sich in die Schlange der Studierenden ein und schiebt ihr Tablett über die Ablage an den Essensausgaben vorbei. Rechts, zu Beginn, können sie sich Cola, Wasser oder Apfelschorle in Becher füllen, danach schaufeln die Köche ihnen aus riesigen Behältern das Essen auf die Teller.

Samar balanciert ihr Tablett mit dem Kartoffelauflauf und einem kleinen Schälchen mit Vanille-Schokopudding durch die Reihen. „Habt ihr noch einen Platz frei?“, ruft sie einem Tisch in einer Ecke zu. Sie lässt sich zwischen zwei Jungs auf einen Stuhl fallen. Mit Samar am Tisch sitzen noch acht andere Kommilitonen – alles Männer. Sie tragen Cappies, Kapuzenpullover und Mützen. Vor ihnen auf dem Teller liegen panierte Schnitzel, Berge an Pommes und weichgekochter Rosenkohl. Samar ist seit ein paar Wochen Vegetarierin. Seit sie in den Weihnachtsferien eine Dokumentation über Massentierhaltung gesehen hat, isst sie kein Fleisch mehr. „Das kann man wirklich nicht machen“, sagt sie und wirft einen strengen Blick auf den Teller ihres Sitznachbarn.

Wo sind denn die ganzen Frauen, dachte sie am ersten Tag, als sie den Hörsaal betrat. Nachdem der Studien-



„Meine Freunde wundern sich immer, wie viele ich hier kenne.“

gangleiter seine Einführung gehalten hatte, musste sie sie sich als allererstes vorstellen: „Ladys first“, hatte er gesagt. Samar war aufgeregt gewesen, vor allen zu sprechen. Damals im Herbst 2016 war sie erst seit einem guten Jahr in Deutschland, ihr Deutsch „noch nicht perfekt“, wie sie es formuliert. Sie lacht. „Die Vorstellung habe ich hinbekommen“, sagt sie. In ihrem Semester gibt es nur eine weitere Frau: Eine Inderin, 19 Jahre. Als diese sich immer neben Samar setzen möchte, sagt sie: „Ich mag dich, aber ich möchte nicht immer neben dir sitzen.“ Das war nicht böse gemeint – was Samar nur nicht möchte ist, sich von ihren deutschen Kommilitonen abzusondern. Diese neuen Kontakte sind ihr wichtig und geben ihr Halt. Sie trinkt keinen Alkohol, und ihre männlichen Kollegen sind abends gerne mal unterwegs; da ist sie nicht dabei. Und trotzdem: Sie fühlt sich wohl und wird so akzeptiert.

Warum Samar heute so selbstverständlich und selbstbewusst über den Campus läuft, hängt auch mit Menschen wie Benita Grafe-Bourdais zusammen. Benita Grafe-Bourdais ist eine der beiden Frauen, die das Welcome-Center an der Hochschule in Wildau ins Leben riefen. Man muss sich den kleinen Raum im obersten Stockwerk als eine Art Drehkreuz für Flüchtlinge an der Hochschule vorstellen. Wenn sie ein Problem haben, wenn sie mal nicht weiterwissen oder auch einfach mal nur einen Tee möchten, dann stehen sie vor Grafe-Bourdais’ Tür. Ein kleiner schlichter Raum mit zwei Schreibtischen, an denen Benita und ihre Kollegen sitzen, an den Wänden Fotos von Studenten und Zeitungsausschnitte aus der Lokalpresse, die über das Zentrum berichten. Das, was im Allgemeinen überall mit dem etwas technischen Begriff Willkommenskultur beschrieben wird, beginnt hier an der Universität bei Benita Grafe-Bourdais. Sie strahlt, wenn sie davon erzählt, wie es mit dem Welcome-Center los ging. Im Jahr 2016 wuchs an den Hochschulen sehr schnell das Bewusstsein, dass mehr nötig ist als Sprachkurse anzubieten, um diese Studierenden zu integrieren, erzählt sie.

Samar Samara gehört zu den ersten Flüchtlingen, die im Oktober 2016 vor Benita saßen. Samar deutet auf ein Foto an der Wand. Es zeigt sie und ihre Abschlussklasse des Studienvorbereitungskurses im Juni 2017. Samar steht links vorne und grinst in die Kamera. Es ist ein schönes Bild, Benita mag es sehr, auch weil fast alle, die hier zu sehen sind, immer noch erfolgreich an der TH studieren. Samar fällt im Kurs auf, sie lernt schneller Deutsch als alle anderen, braucht keine Hilfe, um sich durch die deutsche Unibürokratie zu kämpfen, füllt alle Anträge alleine aus, während die anderen Kursteilnehmer immer wieder Benita und ihre Kollegen um Rat fragen. „Sie ist eine Überfliegerin“, sagt Benita, und irgendwie ist sie auch ein bisschen stolz auf sie.

Als Samar den Kurs beendet, fragte eine Kollegin von Grafe-Bourdais Samar, ob sie nicht Lust hätte, im Welcome-Center zu arbeiten. Junge Flüchtlinge in Empfang zu nehmen, sie bei der Wahl ihres Studienfachs zu unterstützen, aber vor allem: ihnen an der Universität ein Gefühl von Zuhause zu geben – einfach dazuzugehören. „Ich ken-

**„Deutschland ist
meine Zukunft...
...ich möchte
mir hier etwas
aufbauen.“**





Technik interessierte Samar schon immer, später möchte sie im Bereich Robotik arbeiten.



ne das Gefühl, wie es ist, neu anzufangen“, sagt Samar. Sie zeigt den Flüchtlingen die Räumlichkeiten, führt sie durch die Hochschule, übersetzt Zeugnisse, hilft ihnen bei den Bewerbungen und bei den Bafög-Anträgen. Sie lacht. „Viel Bürokratie.“ Von da an ist sie nicht mehr nur ein Flüchtling, jemand der fremd und neu ist, sondern ein Vorbild – eine, die zwischen verschiedenen Kulturen vermittelt. „Es hilft ihnen, zu sehen, dass ich es geschafft habe.“

Seit ein paar Wochen hat sie nun einen neuen Job bei ihrem Professor am Lehrstuhl als studentische Hilfskraft. Die Stelle bringt ihr mehr für ihre berufliche Laufbahn, aber trotzdem: „Ich vermisse das Welcome-Center.“

Immer wenn sie gerade in der Nähe ist, schaut sie deshalb kurz bei Grafe-Bourdais vorbei, für einen Kaffee, einen Tee oder ein kurzes Gespräch. Auch heute klopft sie an die Tür im obersten Stock. Sie umarmt Benita. „Wie läuft es bei Dir, Samar?“ „Viel zu tun“, antwortet Samar. Es klopft wieder. Ein junger Mann kommt herein, ein schmales Gesicht, kurze Haare, aus dem Iran. Er hat gerade seinen Integrationskurs und die Deutschkurse absolviert – er darf jetzt studieren. Nur was? Er hofft, dass ihm Benita Grafe-Bourdais vielleicht helfen kann.

„Wenn du einen Wunsch hättest, was würdest du machen wollen“, fragt Grafe-Bourdais. „Irgendetwas mit Medien.“ Der junge Mann flüstert fast. „Möchtest du Journalist werden?“ „Mein Vater möchte, dass ich Ingenieurwissenschaften studiere oder wenigstens Medizin.“ Er schaut an Benita vorbei. „Bist du denn gut in Naturwissenschaften, in Mathe zum Beispiel?“, fragt Samar. Er nickt. „Das ist doch super. Wenn du mit einem Ingenieurwissenschaftsstudium fertig bist, bekommst du leichter einen Job. Die Konkurrenz ist nicht so groß.“

Benita und Samar sprechen es nicht aus, aber ihre Erfahrungen zeigen: Oft stellen die Firmen doch lieber einen Muttersprachler ein – der Bedarf an Ingenieuren ist in den deutschen Unternehmen groß. BWL zu studieren ist schwieriger, die Sprache spielt eine größere Rolle, und es gibt sehr viele Deutsche, die das studieren.

Samar hat einen Notendurchschnitt von 1,8, ihr Deutsch ist nahezu perfekt, nur sehr selten vertauscht sie noch einen Artikel – aber als sie einen Praktikumsplatz suchte, schrieb sie fast 30 Bewerbungen – ihre Kommilitonen oft nur eine Handvoll. Sie begann im Oktober mit der Suche, die anderen im Januar. „Wenn die Firmen meinen Namen lesen, wissen sie sofort, dass ich nicht deutsch bin, sondern sie ahnen vermutlich, dass ich aus dem arabischen Raum komme. Wir müssen

uns mehr Mühe geben“, sagt sie. „Wir“, damit meint sie sich und die anderen Flüchtlinge. Was sie von ihren Freunden, die ebenfalls nach Deutschland geflohen sind, hört, klingt ähnlich.

„Viele Flüchtlinge wissen erst einmal nicht, wo sie anfangen sollen. Manche haben noch sprachliche Probleme,

manche wissen nicht, wie ein Lebenslauf in Deutschland aufgebaut, wie ein Anschreiben formuliert wird“, sagt Sarah Hartmann. Sie arbeitet an der Humboldt-Universität im Bereich Internationalisierung und koordiniert das Angebot für Flüchtlinge an den Universitäten. Seit diesem Jahr bietet die HU auch eine Workshop-Reihe an, die sich mit dem deutschen Arbeitsmarkt und dem Berufseinstieg beschäftigt. „Wir haben gemerkt, dass hier Bedarf besteht“, sagt Hartmann. Dann nämlich, wenn es um den Übergang vom Studium in das Berufsleben geht – darum, das umzusetzen, was sie an der Universität in der Theorie gelernt haben.

Vielen erscheint diese Hürde wie ein Nadelöhr oder auch eine Black Box – die Mechanismen und (teilweise auch informellen) Regeln, die sie aus ihren Heimatländern kennen, scheinen in Deutschland nicht zu funktionieren. „Es reicht nicht nur, die Studenten zu Beginn ihres Studiums verstärkt zu betreuen, auch am Ende brauchen sie gezielt Unterstützung“, sagt Hartmann.

Samar bekam Ende des Jahres endlich eine Zusage: Beim Fraunhofer Institut in Berlin wurde sie sofort zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Das Gespräch lief gut, sie soll einen Doktoranden bei seiner Arbeit unterstützen. Wenn der persönliche Kontakt erst mal da sei, laufe es, sagt sie. Schließlich wurde sie zu vier Vorstellungsgesprächen eingeladen. Alle vier Arbeitgeber boten ihr eine Stelle an.

Wenn man sie dann am Ende eines Tages fragt, wie sie es geschafft hat, dass heute – drei Jahre später – alles so perfekt aussieht, sagt sie, und es klingt banal, aber man weiß, dass es das nicht ist: „Man muss auf alle zugehen und den ersten Schritt machen.“ Und: „Niemals aufgeben!“



**Was ist Heimat für dich?
„Wo ich mich als Mensch,
als Frau, als jemand der in Freiheit
leben will, wohl fühle.“**

„Ich möchte den Fokus auf die Stärken der Studierenden legen.“



Cornelia Schultheiss gibt an der Humboldt-Universität zu Berlin Seminare und Workshops für geflüchtete Studierende, die kurz vor dem Berufseinstieg stehen. Im Gespräch erzählt sie, wie sie die Teilnehmer auf einen Job vorbereitet, inwiefern in den verschiedenen Ländern Kommunikation unterschiedlich funktioniert und wie sie die Teilnehmenden unterstützen kann.

Foto: Lämrich

Sie haben gerade letzte Woche einen Kurs für Geflüchtete gegeben. Wie lief es?

Der Kurs war bunt gemischt. Dort saßen Studierende aus den unterschiedlichsten Ländern; aus Afghanistan, dem Irak, aus Syrien und der Türkei. Mir ist bei diesen Seminaren sehr wichtig, dass ich darauf eingehe, was die Studierenden von sich aus wissen wollen oder wo sie gerade konkret Hilfe und Unterstützung benötigen. Viele sind ja schon eine Weile im Land – trotzdem haben sich Fragen angestaut, die sie sonst nirgendwo fragen können. Manche stehen kurz vor einem Vorstellungsgespräch oder sitzen an ihrer ersten Bewerbung. Ich bin immer wieder beeindruckt und finde es eine große Leistung, dass sie es geschafft haben, weiter ihre akademische Karriere zu verfolgen – trotz der traumatischen Erlebnisse, die sie möglicherweise hatten.

Was für Fragen werden Ihnen gestellt?

Oh, sehr unterschiedliche! Wie fest soll mein Händedruck sein? Wie schätze ich Stellenausschreibungen ein? Wie lange soll ich Augenkontakt halten? Oder: Wie muss meine Bewerbung aussehen? Zu Beginn des Kurses lege ich ein besonderes Augenmerk auf das Kennenlernen der Kursteilnehmer: Ich möchte sie kennenlernen, aber sie sollen sich auch untereinander kennenlernen. Auch so funktioniert Netzwerken. Manchmal hänge ich zu Beginn auch eine Weltkarte falsch herum an die Wand.

Warum das?

Die Perspektive wechseln zu können, ist sehr hilfreich, wenn man sich in einem neuen kulturellen Kontext zurechtfinden muss. Die Welt sieht anders aus, wenn man sie zum Beispiel nicht mit einem eurozentrischen Blick betrachtet.

Inwiefern gibt es bei der Kommunikation zwischen unterschiedlichen kulturellen Hintergründen Unterschiede?

Ich möchte nicht verallgemeinern, aber es gibt Tendenzen in den unterschiedlichen Kulturräumen: Wir Europäer kommunizieren sehr direkt. Im

arabischen oder auch im asiatischen Kulturraum wird im Vergleich dazu feiner angedeutet – *high context* nennt das die Wissenschaft. Hier ist ein Lesen zwischen den Zeilen grundlegend, um zu verstehen, was mein Gegenüber mir sagen möchte. Das kann zum Beispiel beim Feedback im Job ausschlaggebend sein. Ein weiterer Unterschied ist auch, dass im europäischen Raum eher fehlerorientiert kommuniziert wird, wogegen man im arabischen Raum mehr in seinem positiven Verhalten verstärkt wird.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Wenn ich drei Rechnungen an die Wand hänge, von denen zwei offensichtlich fehlerhaft sind und die Frage stelle: „Was fällt euch hier auf?“, käme in Deutschland sofort der Hinweis auf die zwei falschen Rechnungen. Im arabischen Raum käme eher der Hinweis: Eine ist richtig.

Was sind die größten Herausforderungen, vor denen die Studierenden stehen, wenn sie in Deutschland arbeiten möchten?

Schwierige Frage. Das geht damit los, dass wir in Deutschland relativ klare bürokratische Hürden und Abläufe haben. Dann das Netzwerken: Wie funktionieren die Beziehungen in Netzwerken? Kann ich einen Professor fragen, ob er einen Job für mich hat? Kann ich einen Kommilitonen, den ich zwei Jahre lang kenne, bitten, mich bei der Jobsuche zu unterstützen? Wir sind hier in unserem Kulturraum recht sachorientiert, wir gehen vergleichsweise unemotional miteinander um. In anderen Ländern funktioniert auch die Berufswelt stark auf der persönlichen Ebene. Da redet man schnell über die eigenen Familienverhältnisse oder über Kinder und Gehälter – in Deutschland wäre das eher befremdlich. Hier beobachtet man in vielen Branchen eine klare Trennung zwischen Berufs- und Privatleben; es kann sein, dass Freundschaften bestehen, aber der Umgang ist grundsätzlich eher sachlich.

Wie können Sie die Seminarteilnehmer unterstützen?

Ich mache eine klare Kompetenzanalyse mit ihnen: Was haben sie in ihren

Leben schon gemacht? Was haben sie erreicht? Wo sind ihre Talente? Was sind ihre fünf großen Stärken? Ich möchte, dass die Kursteilnehmer wieder einen Fokus auf ihre Stärken legen – oft haben diese Studierenden das Gefühl, nicht zu genügen. Ich arbeite ressourcenorientiert. Ich hebe ihre Stärken hervor. Manchmal denken die Studierenden allerdings, ich könnte ihnen konkrete Ratschläge geben, aber da muss ich sie immer wieder ein bisschen enttäuschen. Ich kann erklären und Mut machen – und für Aha-Momente sorgen, wenn wir zum Beispiel über Zeitkonzepte in Deutschland und im arabischen Raum sprechen. Manche Fragen werden aber offen bleiben. Patentrezepte gibt es nicht.

Mit Geduld und Ruhe

Bevor der Krieg Majd Alsalloums Karriere durchkreuzte, arbeitete er in Syrien als Lehrer – dank des Programms „Lehrkräfte Plus“ kann er nun auch in Deutschland Schüler und Schülerinnen unterrichten. Ein Tag an der Realschule Senne in Bielefeld.

Fotograf: Lêmrich

Manchmal wenn Majd Alsalloum im Unterricht nicht weiter weiß, wenn die Schülerinnen und Schüler in der neunten Klasse andauernd dazwischenquatschen oder die Fünftklässler nicht stillsitzen wollen, ruft er am Abend seine Mutter an. Er hofft dann, dass das Internet in Syrien gerade funktioniert und nicht – wie so oft – zusammengebrochen ist. Seine Mutter lebt 2.856,76 Kilometer von ihm entfernt, aber dennoch kann sie ihm oft Ratschläge geben. Majds Mutter arbeitete, bevor der Krieg begann und alles, auch die sozialen und ökonomischen Strukturen in Syrien, zerstörte, als Lehrerin – genauso wie Majd. Gerade sitzt er im Lehrerzimmer der Realschule Senne in Bielefeld und wartet darauf, dass seine erste Stunde losgeht. Vor ihm steht seine Tasse Kaffee, „GmbH Mama“ steht dort drauf. „Mal sehen, wie es heute wird.“ Er zieht einen Stundenplan aus dem Rucksack. Dort hat er mit Kuli alle seine Stunden eingetragen. Heute ist

Dienstag; Englisch in der neunten Klasse steht dort, in wenigen Minuten geht die Stunde los.

Seit sechs Wochen ist Majd jetzt an der Realschule Senne, viermal die Woche nimmt er die Regionalbahn vom Hauptbahnhof und fährt die knapp zehn Minuten in den Süden der Stadt zu seiner Schule.

Majd ist 31 Jahre alt, ein junger Mann mit dunklen kurzen Haaren und Dreitagebart. In seiner Heimat hat er Englisch studiert, um Lehrer zu werden wie seine Mutter und fünf seiner Schwestern. „Es liegt in der Familie“, sagt er und lächelt bei den Erinnerungen an seine Schwestern und seine Mutter. Ein anderer Beruf sei für sie alle nie in Frage gekommen. Zwölf Stunden unterrichtet er in der Woche, montags hat er frei und alle zwei Wochen Lehrerkonferenz.



„Das Lehrersein liegt in der Familie.“

Majd Alsalloum



Als er nach Deutschland floh, dachte er, es sei vorbei mit dem Lehrerberuf – er konnte die Sprache nicht, hatte keine Ahnung vom deutschen Bildungssystem, er wusste noch nicht einmal, was eine Realschule von einem Gymnasium unterscheidet. Heute unterrichtet er als Lehrer im Rahmen des Programms „Lehrkräfte Plus“ an der Realschule Senne.

Die Idee des NRW-Ministeriums für Schule und Bildung ist wegweisend: Geflüchtete mit sehr guten Deutschkenntnissen, die bereits in ihrer Heimat als ausgebildete Lehrer gearbeitet haben, können sich in einem Jahr dazu qualifizieren, als Vertretungslehrer an einer deutschen Schule in NRW zu arbeiten. In einem weiterführenden Anschlussprogramm werden sie dann zu regulären Lehrkräften ausgebildet. „Das Programm soll eine Brücke sein, um Lehrern mit Fluchthintergrund und Berufserfahrung den Übergang an eine deutsche Schule zu ermöglichen“, sagt Renate Schüssler, die vonseiten der Universität Bielefeld das Programm mitkonzipiert hat und heute betreut.



Im ersten halben Jahr geht es erst einmal darum, die Sprache intensiv zu lernen. „Sprache ist ein Schlüssel, um Inhalte angemessen zu vermitteln und bei den Schülern anzukommen“, sagt Schüssler. Im zweiten Halbjahr machte Majd ein Praktikum an einer Grundschule in Bielefeld und bekam so einen Eindruck von der Praxis an deutschen Schulen.

Mittlerweile nimmt er am Anschlussprogramm teil – auch hier wird Wert auf möglichst viele praktische Erfahrungen gelegt. Für die Schulen seien Lehrer wie Majd ein großer Gewinn, sagt Schüssler. Einer der Gründe: Ein Drittel der Schülerinnen und Schüler an den deutschen Schulen hat einen Migrationshintergrund, für sie sei es wichtig, einen Lehrer mit einem ähnlichen Background zu haben.

Zusammen mit einem Kollegen läuft Majd jetzt durch die Gänge der Schule, vorbei an der Sitzgruppe, wo sich in den Schulpausen die Schüler versammeln und ihre Brote essen, dann die Treppe hoch und zweimal links, und schon stehen die beiden vor dem Klassenraum.

In dieser Stunde geht es um das Thema Präsentation. Warum sind Präsentationen wichtig, „Why are presentations important?“, fragt sein Kollege. Ein paar Finger gehen hoch.

Majd steht neben seinem Kollegen und nickt einer Schülerin aufmunternd zu. „Um sein Wissen ande-



ren zu präsentieren“, sagt sie. Später geht Majd durch die Reihen; die Schüler sollen für die nächste Stunde ein kleines Minireferat auf Englisch vorbereiten. Er beugt sich über einen Schüler. „Hast du verstanden, was du machen musst?“ Majd nimmt das Lehrbuch in die Hand und liest ihm noch einmal langsam die Übungsaufgabe auf Englisch vor. Später wird er erzählen, dass dieser Schüler eine besondere Förderung braucht – und dass auch das etwas ist, was ihm in Deutschland sehr positiv aufgefallen ist: Man versucht, niemanden zurückzulassen – auch Kinder mit Lernschwächen sitzen in den normalen Klassenräumen. All das braucht besondere pädagogische Kenntnisse, die Majd sich voll Wissbegier aneignet. Zwei Tage pro Woche hat er Seminare an der Hochschule; dort lernt er dann, wie er einen Unterricht nach curricularen Vorgaben aufbaut und pädagogisch sinnvoll konzipiert, aber auch, wie die Notengebung in Deutschland funktioniert.

Auch sein Kollege schlendert durch die Reihen. Später im Lehrerzimmer, als die beiden fertig sind, sagt er, wie unterstüt-

„In Syrien gibt es viel mehr Frontalunterricht.“

Majd Alsallourn



zend es auch für ihn sei, dass Majd da ist. Gerade wenn Kinder dabei seien, die große Lernschwierigkeiten haben. „Normalerweise gibt es an unserer Schule kein ‚Teamteaching‘. Dass es nun mit Majd so etwas gibt und es so gut klappt, ist eine große Hilfe.“

Zu Mittag stehen die beiden im Lehrerzimmer. Sein Kollege isst Reis und Hackfleisch aus einer Essensbox, die er sich mitgebracht hat. „War doch entspannt heute“, sagt er. Majd nickt. Das Unterrichten macht ihm großen Spaß, aber es gibt auch viele Dinge, die anders laufen als in syrischen Schulen und an die er sich gewöhnen muss. „In Syrien gibt es viel mehr Frontalunterricht. Hier ist alles deutlich aktiver, es gibt dauernd Gruppenarbeiten, und die Schüler müssen sich ihr Wissen selbst erarbeiten.“ An einen universalen Ratsschlag seiner Mutter muss er oft denken: Geduld und Ruhe bewahren sei wichtig – auch wenn das nicht immer leicht ist.

„Migration wird ein Dauerthema bleiben.“

Fotograf: Lêmrich

Wie lief der Integrationsprozess der Geflüchteten an den Hochschulen seit dem Jahr 2015?

Und: Wie sieht die Zukunft aus?

Ein Gespräch mit zwei, die sich auskennen:

Steffen Beigang ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM), und **Michael Grüttner** forscht am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) und leitet dort das Projekt „Wege von Geflüchteten an deutsche Hochschulen“.

Lieber Herr Beigang, lieber Herr Grüttner, Sie haben beide immer wieder in Ihren Forschungsarbeiten untersucht, wie die Hochschulen die Geflüchteten seit 2015 integriert haben. Wie würden Sie die Zeit rückblickend beurteilen?

Steffen Beigang: Ich würde das Engagement der Hochschulen grundsätzlich in zwei Phasen unterteilen. Die erste Phase, der „Sommer der Migration“ im Jahr 2015 wurde von einer unglaublichen Willkommenskultur auch an den Universitäten geprägt. Damals ging es in erster Linie um eine schnelle Hilfe für die Geflüchteten, die in Deutschland ankamen – noch nicht so sehr gezielt um potenzielle Studierende. Die Deutschkurse, die an den Unis angeboten wurden oder auch die Möglichkeiten, als Gasthörer an einem Seminar teilzunehmen, richteten sich an alle, die damals kamen. Die zweite Phase begann dann Ende 2015, Anfang 2016. **Was kennzeichnete diese zweite Phase?**

Beigang: In der ersten Phase war das Engagement vor allem ein ehrenamtliches. Ende 2015 und Anfang 2016 entstanden dann die vom Bundesmi-

nisterium finanzierten und über den DAAD geförderten Programme Integra und Welcome. Es ging erst einmal darum, spezielle Vorbereitungskurse einzurichten, um die Geflüchteten auf ein Studium in Deutschland vorzubereiten. In dieser Phase haben sich die Hochschulen wieder auf diese Kernaufgabe konzentriert.

Grüttner: Bei der Studienvorbereitung habe ich die Erfahrung gemacht, dass der Fokus in der zweiten Phase sehr stark auf der formalen Studienvorbereitung lag. Dann hat man Schritt für Schritt angefangen, auch kulturelle und überfachliche Kompetenzen und die soziale Integration zu fördern. Nur Deutschkurse anzubieten, reichte natürlich nicht. Die Frage nach der Studienbegleitung – wie können die Geflüchteten im Verlauf des Studiums erfolgreich sein, wie kann man Chancengleichheit schaffen – wurde immer wichtiger.

Beigang: Die Phase war von einer Professionalisierung und Institutionalisierung im Rahmen von Integra und Welcome gekennzeichnet. Gleichzeitig war es auch eine schwierige Phase.

Warum?

Beigang: Die erste Phase hatte durch den Einsatz der Ehrenamtlichen, oft Studierende oder Mitarbeitende an den Universitäten, eine enorme Innovationskraft. Diese Innovationen

und das Engagement der Ehrenamtlichen galt es nun in der zweiten Phase mit zu integrieren. Da finde ich das Welcome-Programm wirklich vorbildlich, das Initiativen der Studierenden unterstützt, die das Ziel haben, Geflüchtete an den Hochschulen zu integrieren.



Grüttner: Das Tolle ist ja, dass sich mittlerweile Geflüchtete, die erfolgreich im Studium angekommen sind, in diesen Programmen engagieren. **„Der steinige Weg der Geflüchteten an die deutschen Hochschulen“, schrieb eine Ihrer Kolleginnen, Herr Grüttner, in einem wissenschaftli-**

chen Aufsatz. Was für Hürden konnten identifiziert werden?

Grüttner: Da sind zum einen sprachliche Hürden, die oftmals noch vor dem Eintritt ins Studium genommen werden müssen – fachliche Hürden, die den Besuch eines Studienkollegs voraussetzen. Allerdings reichen die

tete machen Schulden für die Flucht. Immer wieder wird da die Rechnung gemacht: Kann ich mir das Studieren leisten, lohnt sich ein Studium, oder arbeite ich lieber sofort?

Beigang: Genau. Die teilweise unklare Perspektive der Geflüchteten ist auch ein Problem und hindert am

Studium oder hemmt einen erfolgreichen Verlauf. Wer sich ständig fragt, wie lange er noch bleibt oder bleiben darf, kann sich schlechter auf ein Studium einlassen.

Grüttner: Ja. Da wäre es gut, wenn es eine klare Bleibeperspektive auf der Grundlage eines Studiums geben würde.

Was muss für Sie in Zukunft passieren?

Beigang: In den kommenden Jahren beginnt für mich eine dritte Phase. Eine der zentralen Fragen ist ja: Wie lange ist ein Geflüchteter ein Geflüchteter? Auch noch nach fünf Jahren? Oder müssen wir dann die Zielgruppe erweitern? **Sollen die Geflüchteten als eine Zielgruppe der Förderung angesehen werden, oder soll man sie**

zum Beispiel mit den internationalen Studierenden als eine Gruppe betrachten?

Breitner: Das ist die Herausforderung, vor der wir in den nächsten Jahren stehen: In dieser Phase geht es darum, das, was wir bei Welcome und Integra gelernt haben, zu

implementieren und auf andere Zielgruppen zu transferieren – aber auch abrufbar zu halten, wenn wieder verstärkt Geflüchtete nach Deutschland kommen.

Grüttner: Migration wird ein Dauerthema bleiben, das ist glaube ich jedem klar.

Auf welche Zielgruppe könnte man das Gelernte aus den Programmen übertragen?

Beigang: Grundsätzlich geht es doch um Chancengerechtigkeit. Unsere Universitäten sind für die weiße Mittelschicht gemacht. Menschen mit Migrationshintergrund, nicht nur Geflüchtete, sondern auch internationale Studierende oder auch Studierende mit Behinderungen werden diskriminiert. Durch die Integra- und Welcome-Programme haben wir gelernt, wie es anders gehen könnte. Dieses Wissen ist sehr kostbar, und in den nächsten Jahren sollte verstärkt daran gearbeitet werden, es zu erhalten.

Grüttner: Eine langfristige Förderung wäre wichtig, alleine schon, um die Qualität des Lehrpersonals zu sichern. Wir haben Studierende mit Brüchen in ihren Lebensläufen, mit unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründen, aus Arbeiter- und Einwandererfamilien und mit verschiedenen Muttersprachen – sie alle haben es verdient, dass die Hochschulen ein Angebot für sie haben, damit sie ihr Studium erfolgreich gestalten können.

Herausgeber

DAAD
Deutscher Akademischer Austauschdienst
Referat Hochschulprogramme für Flüchtlinge – P43
Kennedyallee 50
53175 Bonn
(V.i.S.d.P.) Dr. Klaus Birk,
Direktor der Abteilung Projekte im DAAD

DAAD-Projektteam

Katharina Fourier (verantwortlich)
Linn Hildebrandt

Redaktion

Linda Tutmann, freie Journalistin und Autorin, Berlin

Gestaltung

Felix Nowack, Art Director, Berlin

Druck:

Köllen Druck + Verlag GmbH, Bonn und Berlin
Auflage März 2020 – 3.500

Bildrechte

Anne Ackermann, Otterstadt
Dominik Butzmann, Berlin
Lêmrîch, Frankfurt a. M.

© DAAD
Die Veröffentlichung wurde aus Zuwendungen des
Bundesministeriums für Bildung und Forschung an
den DAAD finanziert



Fotograf: Lêmrîch

